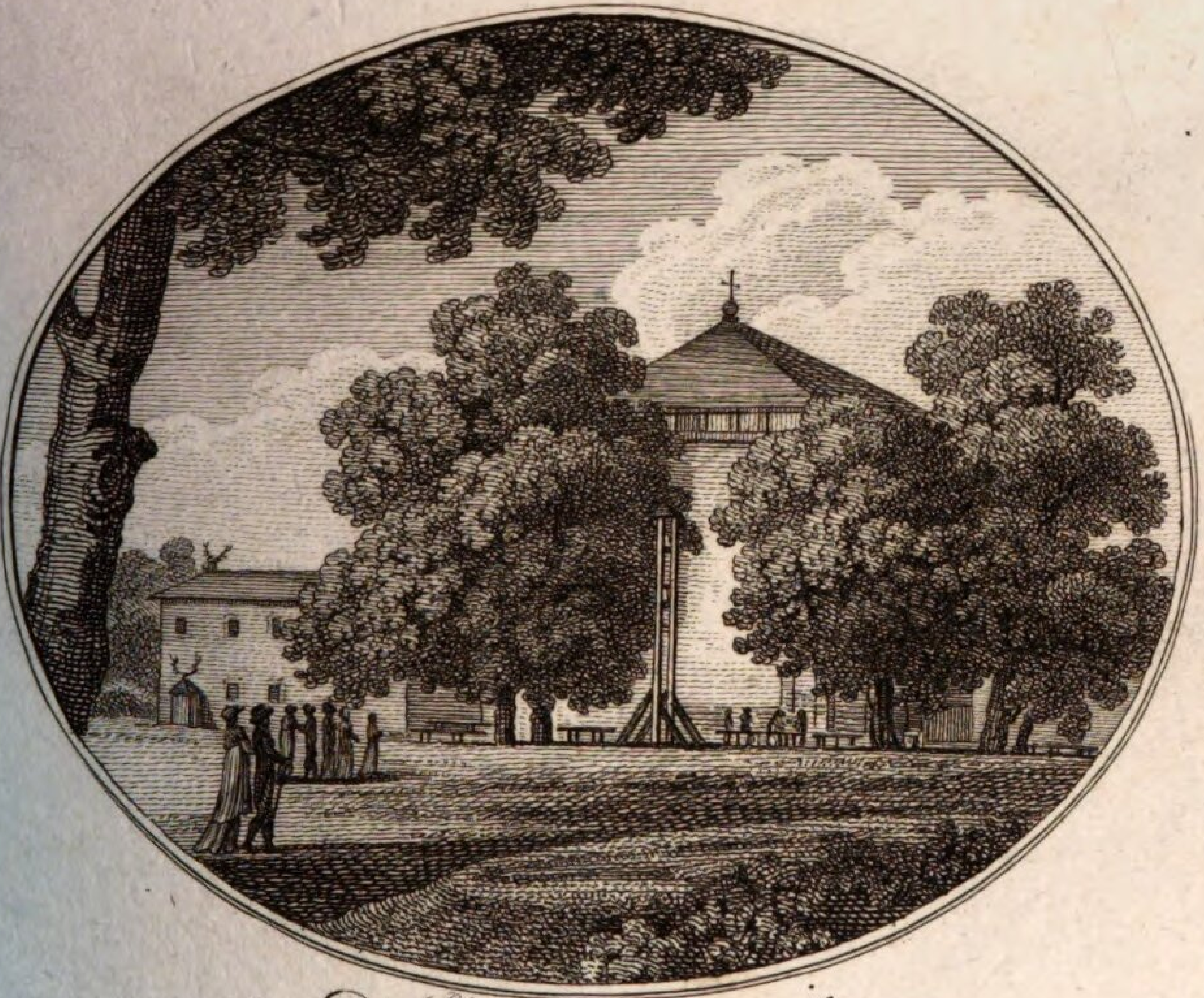
Mahlerische STREIFZÜGE durch die interessantesten Gegenden UM WIEN.



Blaschke sc.

Die Brigitten Kapelle.

Viertes Bändchen.

Wien, 1808.
Im Verlage bey Anton Doll.

Vierter mahlerischer Streifzug

nach

Pötzelsdorf, dem Himmel, Cobenzelberg, Kahlenberg, Klosterneuburg, Nußdorf, der Brigittenau und dem Prater.

Vorrede.

Der Beyfall, welchen das Publikum den frühern Jahrgängen dieses Taschenbuches schenkte, nährt die angenehme Hoffnung in mir, daß es auch gegenwärtigen mit Nachsicht aufnehmen und nicht ohne Vergnügen durchblättern werde. Ich habe diesem Wunsche nichts beyzufügen als eine Anzeige der Schriftsteller, die bey Bearbeitung desselben benützt worden sind. Gaheis, Stütz, Schultes, Pezzl,

Weiskern, Joris (im Taschenbuche für Freunde der Gartenkunst) und ein Ungenannter waren meine Quellen. Jeder, der mich außerdem mit Beyträgen gütigst unterstützte, empfange hier öffentlich meinen Dank.

Max. Fischel.

Befreyung.

Der Baum erbebt in fröhlicher Bewegung,
Die Blume schwelgt im grünen Schaum der Wiesen,
Und fühlet mit geheimnißvoller Regung
Für zarter Liebe Dulden sich erkiesen.
Entflieht, entflieht ihr Meister der Zerlegung!
Hier drohn mit Felsenkeulen mächt'ge Riesen;
Nur wer des Höchsten fromm sich darf erfreun,
Tritt unverletzt in diesen Tempel ein.

Ihr düstern Wände sollt mich nicht mehr fesseln,
Ich flieh zurück ins freye Götterleben,
Es sind verdorrt der bleichen Sorge Nesseln,
Mein Vaterland ist mir zurück gegeben.
Entflattre nun den quellenreichen Kesseln,
Laß von den Höhn dich, sanfte Freude, schweben;
Im Thal' erwartet dich ein süß Geschäft,
Wo leichter Sinn in Rosenkelchen schläft.

Der Wandrer irrt auf ödem Wolkenstege,
Er hört des Bergstroms grollendes Getose,

Es hebt sich ihm gestaltenreich und rege
Manch Zauberbild aus der Entfernung Schoose.
Er weilt entzückt im freundlichen Gehege
Und sieht entfaltet Hespers Purpurrose;
Und jedes Blatt, das hocherröthend sinkt,
Gleicht der Geliebten, die ihm einst gewinkt.

Und ist er aus den Höhn zur Erde wieder,
Wie Dädalus, erschöpft herabgesunken,
Dann stärkt der Strom im Thale seine Glieder,
Und süßer Duft macht ihm die Sinne trunken.
Es wirft der Schlaf, ein starker Held, ihn nieder,
Es mischen dichtend sich des Geistes Funken,
Und von des Säulenganges Stufen beut
Ihm ihre Hand ein Weib voll Lieblichkeit.

Wie heiß und zitternd mir die Pulse springen,
Ins Auge dringt mein ganzes innres Leben!
Doch aus dem Marmor ernste Töne klingen,
Und weiße Hände mich vom Boden heben.
Die Schwestern alle schmeichelnd mich umringen,
Die Brüder mir den holden Nahmen geben;
In freyer heiliger Natur, entflohn
Der Menge, prangt des Dichters Pantheon.

Julius 1807.

Heiter lachte der Tag durch die seidnen Fenstergardinen und färbte die Schäfergesichter auf den Tapeten mit leichtem Grün. Die Zweige rauschten im Garten, die Vögel sangen, Haus und Hof war lebendig.

Wir versammelten uns einträchtig in der schirmenden Laube, wo der braune Kaffeh sein Aroma unter die Blüthen dampfte. Als tränken wir Ichor, saßen wir fröhlich beysammen. Keiner dachte der Trennung.

Aber wir mußten scheiden, ehe die Sonne drückender wurde. Die Sitzung wurde geendigt, der Hauspatron geleitete uns freundlich zum Tho=

re; man reichte sich noch einmal die Hand, und wir zogen frischen Muthes auf die nahe gelegene Strasse.

Mitten aus Dornbach zieht sich ein steinigter Fußpfad zwischen Weingärten einen mäßigen Hügel hinan. Von seiner Platforme sieht man weit über das Dorf und den Park die nahen Orte, die Residenz mit ihren hundert Thürmen, die vielarmigte Donau und weit im Osten und Süden mahlerische Gebirge. An einem Kreuze vorüber windet sich dann der steile Pfad durch reiche Kornfelder die Höhe herunter nach

Pötzelsdorf.

Als wir aus dem Hohlwege am Fuße des Hügels hervorkamen, fiel uns gleich der zierliche Eingang von Geymüllers Tuskulum ins Auge. Es sind die Gärtnerwohnungen, welche durch ein grünes Gitterthor mit einander verbunden, gleichsam die Propyläen des Schloßes bilden. Fast könnte man sagen, sie seyen für ihre Bestimmung

zu hübsch, wenn nicht überhaupt dem Schloße sowohl, als den übrigen Gebäuden, Verschönerungen bevorständen.

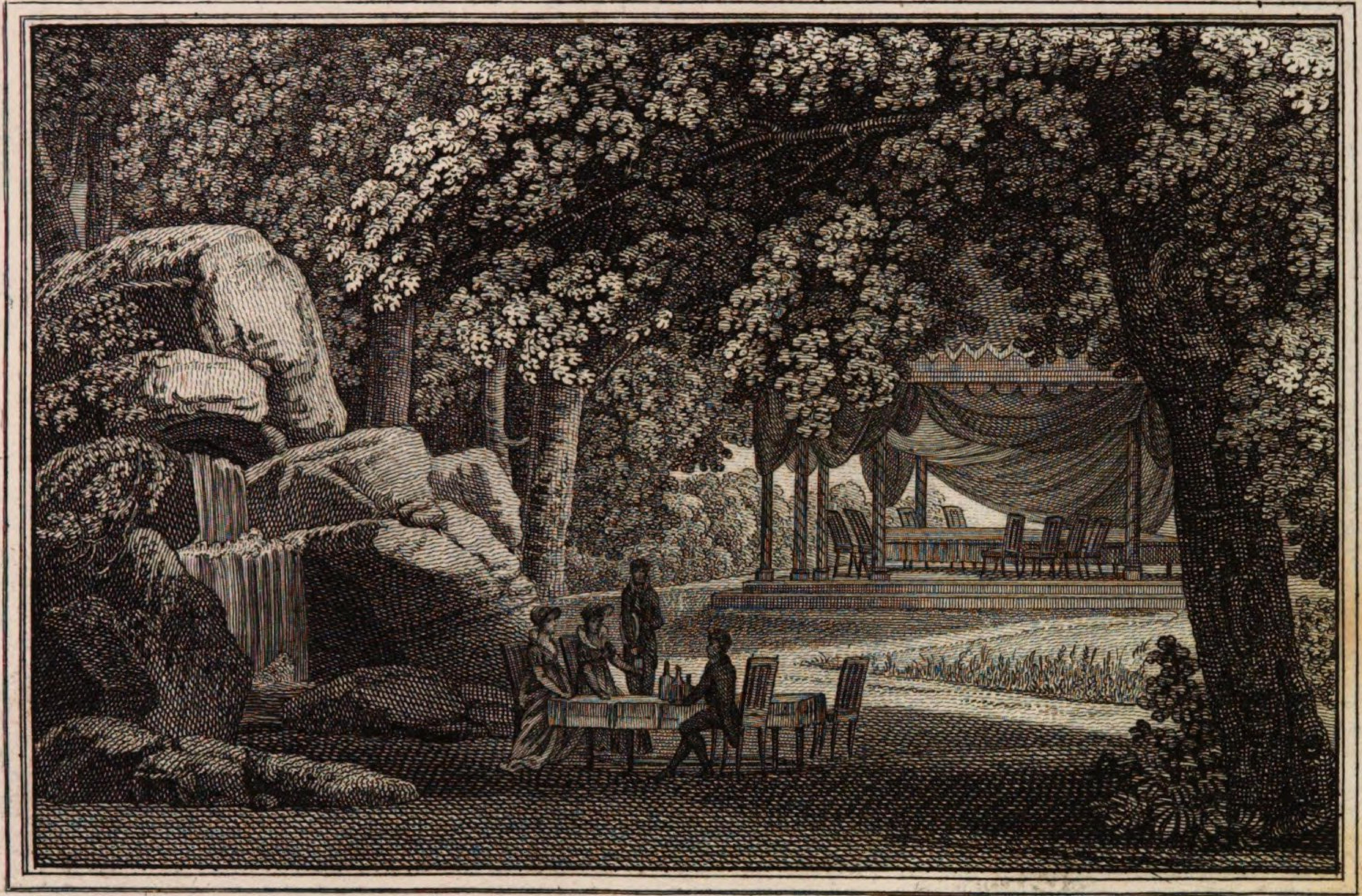
Ein Blumenflor, ein Küchengarten, ein herrlicher Laubengang, alte Nebengebäude — endlich das einfache Schloß, an dessen Rückseite sich eine Reitschule lehnt, nahmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir wandten uns hier an einen jungen Menschen, der in den Blumenbeeten arbeitete, um in den Park geführt zu werden. Er that es sehr bereitwillig und wir folgten ihm durch das Schloß in den Garten.

Die Anlage ist noch ziemlich neu. Zwar befand sich schon ehemals ein Garten bey dem Schloße, aber er war unbedeutend. Erst, nachdem Hr. von Geymüller das Schloß erkauft hatte, übertrug er die Umbildung des Grundes dem geschickten Gärtner des Grafen Rasumovsky in Wien, Herrn Rosenthal. Ein großer, verwilderter Abhang des Pötzelsdorferberges wurde gereinigt und mit dem Garten verbunden. Die milden Götter

des Schönen und Nützlichen reichten sich die Hände und schmückten den Hügel freundlich mit ihren Gaben.

Obgleich im Werden zählt der Park doch viele exotische Gewächse. Dem Nichtkenner verrathen Ettiquetten ihre Namen und Geschlechter. Man irret durch sie hin bis zu einer Gloriette mit schönem Portal und vier Säulen, welche von ferne marmorn scheinen. Zwey ländliche Teiche schmücken die Rasenplätze, an denen man vorüber geht, ohne die steigende Erhöhung des weißen Sandweges zu bemerken.

Es zeigt sich ein runder, geschloßener Tempel, in dessen Innerm eine Felsenquelle sprudelt. Man wollte ihn deßhalb zu einem Bade benützen, allein das Wasser war zu kalt und man erreichte den Zweck nicht. Daher wird der Tempel gegenwärtig Niemanden gezeigt; die Zerstörung in seinem Innern würde dem Auge nicht wohlthun.



J. Blaschke sc.

Wasserfall im Park zu Pötzelsdorf.

Weiter oben befindet sich eine Brunnenstube, in deren Nähe man eben einen dritten Teich anlegt, zu welchem das Wasser allmählig mit Pferden herbeygeschafft wird. Den höchsten Punkt im Parke bildet die Schweizerhütte. Sie hat zwey Stockwerke. Im ersten eine simple Bauernstube mit Portraits, gemahltem Feld- und Haus-Geräthe und einigen wirklichen Meubeln. An der Wand hängt eine Charte vom Schlaraffenland, (hier heißt es Schnaravenland) welche wahrlich keinen Eroberer reizen würde. Auf dem Tische liegt eine andre, weniger idéalische, von den Gegenden um Wien. Eine hölzerne Gallerie umgiebt die Hütte, welche mit allem Rechte den Nahmen der Aussicht verdient. Denn von der Gallerie herab und noch mehr durch die gefärbten Scheiben der Fenster stellt sich ein lachendes, oft fremdartiges Panorama der Umgebungen dar.

Bogengänge von Linden, Flieder und Buchen, Alleen von Pappeln, Tannen und Fichten, Wasserfälle, Rasenplätze, Ruhebänke, Gruppen von Bäumen und Strauchwerk, verbreiten über

den Park bald die stille Nacht der Sehnsucht, bald die helle Heiterkeit des Genusses. Kaum begreift man, daß diese Schönheiten mit so vieler Anstrengung, so vielem Aufwand einer nicht freygebigen Natur mußten abgerungen werden. Und wenn auch die Erinnerung an Schönbrunn, an Laxenburg und andre größere Lustgärten ihre Wirkung herabstimmt, huldigt man dennoch dem freyen, heitern Geiste, dem reinen Geschmacke, der das Ganze der Vollendung entgegen führt.

Der Park erstreckt sich vom Gipfel des Berges bis zu den Wohngebäuden herab. Ehe man auf dem Rückwege zu diesen gekommen ist, weilt man noch mit Rührung an dem Denkmale, welches dankbare Freundschaft in einer Rotunde von Buschwerk errichten ließ. Auf dem antiken Piedestale steht eine Urne mit der Leyer und dem Sinnbilde der Unsterblichkeit. Auf der einen Seite des Piedestals sieht man die Inschrift:

A l x i n g e r n.

Auf der andern die Verse:

> Es wird doch niemals dem an einem Freunde fehlen,
> Der fähig ist, ein Freund zu seyn.
>
> Doolin.

Vielleicht hätte sich aus Alxingers Gedichten eine gehaltvollere Stelle für diesen Zweck entlehnen lassen.

Das Schloß, dessen Inneres Geschmack und Bequemlichkeit befriedigt, hieß einst der Riccische Freyhof; denn der erste Besitzer, welcher Seidenfärberey und Tuchschur darinn betrieb, war ein Baron von Ricci. Die Gräfin von Herberstein kaufte es in der Folge; unter ihr ward in diesem Garten durch den Hofrath Grafen von Herberstein die erste Baumschule für ausländische Gehölze angelegt, welche der Gärtner dem Publikum zum Verkauf anboth. Die Gräfin überließ das Gut vor ungefähr zwölf Jahren dem Hrn. v. Geymüller für eine Summe von 20000 fl.

Noch größer war der Aufwand, mit welchem der neue Eigenthümer dem Ganzen eine andre Gestalt gab. So kostete die Pappelallee von Gersthof bis zum Schloße 6000 fl. so der Tempel im Parke 15000 fl. Es entstand ein Mayerhof und der Garten erlitt die aufgezählten Veränderungen.

Damit sind aber die Reformen noch nicht geschlossen. Man ist jetzt beschäftigt, einige Nebengebäude abzubrechen; das Schloß soll erweitert und verschönert, der Küchengarten ausgereutet, der gewonnene Platz durch neue Anlagen mit dem Parke verbunden werden. Viele Menschen nährt diese wohlthätige Schöpfung des Geschmacks und der Prachtliebe, und wenige Jahre werden die schon jetzt sehenswürdige Anlage zu einer der schönsten unsers Vaterlandes machen.

Indeß wir die Merkwürdigkeiten von Schloß und Park in Augenschein nahmen, war es Mittag geworden. Wir eilten daher in den Gasthof des Ortes; das Zimmer, wo man uns auftischte,

hatte einst Schmutzer bewohnt, der die Landschaften im Umkreise durch seinen Grabstichel verewigte. Er ließ mehrere Kupferstiche hier zum Andenken zurück, wovon die meisten aus der französischen Schule sind. Unter ihnen gefiel mir vorzüglich die Geliebte Tancreds nach einem Gemählde des Correggio und ein Savoyarde, der vor einem schaulustigen Hirtenvölkchen zu den Melodien seiner Sackpfeife Dratpuppen gestikuliren läßt. Am Rande stehen die Verse:

Ce spectacle ambulant, concert simple et naif
Va dans les carrefours, chercher la populace;
Mais un autre public, plus fin, plus decisif
Court, où l'art extravagüe et la raison grimace.

Also damals schon die heutige Klage! Und damals so ungerecht, wie heute! Gewöhnt man uns nicht allmählich wieder an Dratpuppen? Und kann die Kunst wohl ausschweifen, da ihr doch immer Hofmeister zur Seite gehen?

Nach dem Mittagmahle besahen wir uns das Dorf. Es führte vormals den Namen Becelinesdorf und war ein Eigenthum des gleichnamigten Geschlechtes. Man findet noch einen Sterstrit von Becelinesdorf im Jahre 1136 als Zeugen bey der Stiftung von Heiligenkreuz. In unsern Tagen ward es sammt dem Pfarrpatronate ein Eigenthum des Bankiers Geymüller.

Es liegt am Fuße des Pötzelsdorferberges und zählt 30 Häuser mit 295 Einwohnern. Bey einem Gebäude, dem Weltpriester Hrn. Friedrich Stork gehörig, erhebt sich ein Lusthaus von vier Stockwerken mit einer herrlichen Umsicht. Im Jahre 1750 ward Pötzelsdorf ein Raub der Flammen; es hat sich aber vorzüglich durch die Wohlthätigkeit seines dermaligen Besitzers ganz erhohlt, welcher durch Aufsuchung und Zusammenleitung der Gebirgsquellen, Herstellung der Teiche und mehrerer Brunnen das Dorf gegen solche Verheerungen schützte. Die Einwohner desselben finden durch Weinbau, Obst und Milchhan-

del genügenden Unterhalt. Sie treiben auch Bienenzucht, wie man mir sagte, und der Gemeindewald, durch den ein angenehmer Spaziergang in den Fasanengarten zu Dornbach führt, versieht sie im Winter mit Holz.

Die Kirche ist ländlich, aber geräumig. Eine dichte Kastanienallee führt zum Eingang. Unter dem Laube der alten Bäume bemerkt man einen schönen Brunnen.

Die Schule nährt ihren Vorsteher kaum. Auch wird sie nicht so häufig besucht, als zu wünschen wäre; denn allenthalben auf dem Lande, besonders wo Weinbau getrieben wird, benützen die Aeltern ihre Kinder, sobald es nur thunlich ist, zur Arbeit in den Weingärten. Sie zahlen auch das geringe Schulgeld nicht gerne, weil der Nutzen davon zu entfernt ist.

Pötzelsdorf hat übrigens eine überaus reizende und gesunde Lage. Die Wiener schätzen es nicht nach Verdienst, und so kömmt es, daß un-

ter allen bey der Hauptstadt gelegenen Dörfern, dieses noch das meiste ländliche Ansehen hat.

Neustift am Walde.

Ueber sanftgewölbte Rebenhügel gleitet der schmale Fußweg zu diesem nordwestlich von Pötzelsdorf in einem ungemein mahlerischen Kessel liegenden Dorfe.

Jedes Haus ist hier von Laub und Gärtchen umgrünt. Ein schöner Quell fließt aus dem Gebirge hervor. Auf allen Seiten ragen anmuthige Hügel gegen die Wolken. Artige Blondköpfe spielen fröhlich am holperichten Dorfwege und antworten dreist und lachend der Frage des Städters. Links an der Straße steht mitten im Leichenhofe die Kirche. Nach der Aufschrift über dem Thore hat Marco Abundio „italienischer Handelsmann in Wien, wegen abgewendeter, giftiger Seuche, im Jahre 1713. diese Kapelle errichtet.“ Vermuthlich dankt auch das Dorf dieser Stiftung Namen und Entstehung. Es gehörte ehemals

dem Stifte St. Dorothe zu Wien, seit dessen Aufhebung steht es unter der Verwaltung des Stiftes zu Klosterneuburg, welches auch die Pfarre besetzt.

Für die ungemein gesunde Lage des Ortes zeugen die schönen Köpfe der Kinder, das hohe Alter vieler Erwachsenen. Ich unterhielt mit Einigen dieser Letztern Gespräche, die mich etwas verstimmten. Auch hier herrscht der Uebelstand, wie so häufig auf dem platten Lande, daß die Aeltern noch bey Lebenszeit ihren Kindern Haus und Hof überlassen. Sie bedingen sich zwar dafür den Unterhalt; aber wie schmal wird er ihnen gereicht, mit welchen Vorwürfen und Drohungen vergällt! Was der Sohn oder Eidam bearbeitet, betrachtet er nun als selbst erworbenes Eigenthum; zu lange lebt ihm der alte Besitzer mit seinen lästigen Ansprüchen; dem Amerikaner ähnlich, der die unbrauchbaren Alten tödtet, behandelt er sie wie zudringliche Bettler, die zu schwach sind, um mit ihm das Feld zu bestellen. Besonders übel fahren bey solchen Cessionen die Mütter; denn ihre Kräf-

te nehmen früher ab und das Alter macht sie empfindlicher und unverträglicher.

Neustift zählet 37 Häuser und über 300 Einwohner. Tiefer im Walde liegt Salmannsdorf. Die Hügel dieser Gegend enthalten sehr dünnblätterichten Mergelschiefer und Lagen von weißem Kalkspath, wovon sich eine in dem k. k. Mineralienkabinet befindet. Der verstorbene Hr. Rath v. Stütz vermuthet, daß die im Walde ober Neustift sich findenden weißen Kiesel nichts Anders, als ein solcher abgerundeter Kalkspath sind, dem es an Raum gebrach, sich zu krystallisiren.

Von Neustift weg führt ein wenig betretener Fußsteig durch Weingärten und verwildertes Laubwerk an eine noch ziemlich erhaltene Treppe, die unter verworrnem Gestrüppe zum Siveringer Bache hinabsteigt. Ueber diesen leitet ein Brückchen (wenn man ein einziges Brett so nennen kann) auf die gebahnte Straße.

Sivering.

Wir konnten uns nicht entschließen, an einem Orte vorüber zu gehen, das in so mancher Beziehung merkwürdig, dessen Lage eine der reizendsten ist. Es erhielt seinen Namen von dem heiligen Severin, der in diesen Gegenden sein frommes, aber auch nützliches Daseyn beschloß, und welchem die Pfarrkirche geweiht ist. Das Dorf heißt also eigentlich St. Severin und sein gewöhnlicher Name ist eine Verstümmelung.

Sivering besteht aus zwey Dörfern, Ober- und Unter-Sivering. Beyde liegen in geringer Entfernung von einander am Bache, der seinen Namen von ihnen entlehnt. Ober-Sivering (mehr gegen Nordwesten) zählet mit dem Himmel, welcher Nro. 1. ist, 50 Häuser und 87 Familien. Ein Theil davon ist kameralisch, ein Theil gehört dem Stifte Klosterneuburg, ein dritter der Frau von Traunwieser. Nebst dem besitzt auch das Wiener Bürgerspital und das Kloster Gaming hier einiges Grund-

eigenthum. In Unter-Sivering, welches 55 Numern und 103 Familien enthält, giebt es auch kaiserliche Unterthanen neben jenen des Stiftes Klosterneuburg und des Hrn. v. Ramponi. Beyde zusammen enthalten über 800 Einwohner, worunter 90 Schulkinder sind.

Schule und Pfarre sind gemeinschaftlich und werden von Klosterneuburg besetzt. Die erstere hat ein erbärmliches Ansehen, hoffet aber von dem reichen Stifte nächstens zweckmäßiger etablirt zu werden. Möchten doch überhaupt die großen Güterbesitzer das Loos der Lehrer und die Bildung der Lehrlinge bedenken! Aufhebung des ohnehin nicht bedeutenden Schulgeldes, Aufklärung des Landvolkes über den Vortheil des Unterrichts, allenfalls Prämien für die Jugend und bessere Bildungs-Anstalten mit besseren Aussichten für die Lehrer, würden dem Vaterlande eben so nützlich als diesen Wohlthätern rühmlich seyn. Die einfache Wahrheit: daß man vorwärts müsse, wenn man nicht mehr zurück kann, fordert sehr dringend zur Be-

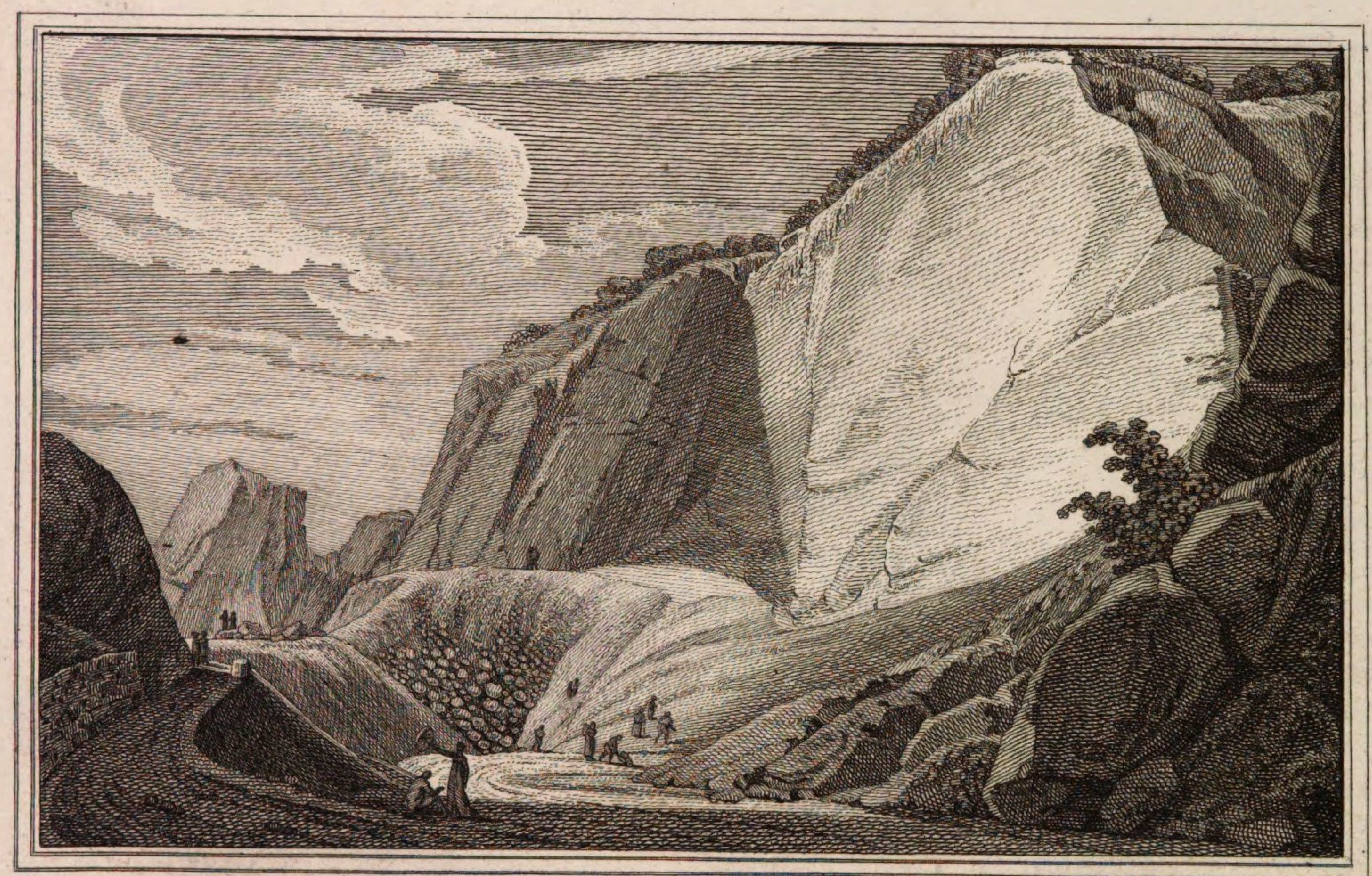
förderung dieses Fortschreitens auf, und Schwierigkeiten dürfte ein thätiger Wille bey der ganzen Sache nicht finden.

Auch Sivering lebt größtentheils vom Weinbau, vom Handel mit Obst und Milch in die Hauptstadt; mehrere Häuser von Städtern gebaut und bewohnt, vermehren die Lebhaftigkeit und den Wohlstand beyder Orte.

Auf der Anhöhe nächst Ober-Sivering steht ein Bauernhaus mit einem wilden Gärtchen, zu dem man auf einer natürlichen Treppe gelangt. Hier kann man Durst und Hunger stillen, wenns beliebt. Für uns war beydes unmöglich; denn die Wirthin war zu den Silbergruben um Holz gefahren. So nennt man die rechts im Walde liegende Stelle, wo das Stift Klosterneuburg, jedoch ohne Erfolg, auf Steinkohlen schürfen ließ. Sie ist etwa drey Viertelstunden von Sivering entfernt.

Mit einigen Herren und Damen aus Wien, die der obbesagte Zweck auf diese lachende Höhe trieb, konversirten wir ein Weilchen im Garten. Vergebens suchten wir, sie zu einem Ausfluge auf den Himmel zu bewegen. Als müßten sie sich auf immer von der Erde trennen, blieben sie fest auf ihren Bänken und wir ergriffen denn allein den Wanderstab.

Die Sonne brannte recht mütterlich auf uns herab. Mühsam klimmten wir den Hügel hinan, ohne uns viel um Diesseits und Jenseits zu kümmern. Dennoch aber ging fürs Auge die reizende Landschaft nicht verloren, welche sich allmählig vor uns auseinander rollte. Wir standen still, um die reine Luft zu trinken, die vom Gebirge herabfloß, wir weideten den Blick am wechselnden Grün, mit Kühen und Ziegen bedeckt, an den auf- und abwogenden Wäldern, und den spielenden Massen der Hügel. Langsam und gemüthlich, der Hitze nicht achtend, bewegten wir Hand in Hand uns vorwärts.



J: Blaschke sc.

Die steinerne Wand.

Der Steinbruch.

Da zeigte sich links am Wege noch ein imposanteres Schauspiel zwischen Felsenhängen, und mitten aus dem Dunkelgrün der Wälder und Gärten starrte kolossalisch die steinerne Wand uns entgegen. Aufgehäuftes Steingerölle, abgebrochene Massen von Sandstein, mit Glimmer besäet, und von Mergelschiefer hemmen den Zugang. Drey Arbeiter waren im Steinbruche beschäftigt. Wir klimmten hinan und zogen nähere Notizen von dem herrlichen Naturgebäude ein.

Dieser Steinbruch, gewöhnlich die steinerne Wand genannt, liegt zwischen dem Schlosse Himmel und St. Severin. Er gehört der Stadt Wien, welche hier zwey bis drey, öfters auch fünf Arbeiter unterhält. Sein Hauptbestandtheil ist Sandstein, der aber viel fester als jener in den Hügeln gegen Südost konstruirt ist, und selbst zu Pflaster und Schleifsteinen benützt wird. Daß gegenwärtig die Ausbeute nicht mehr so

belohnend ist, daß man sie mit vieler Mühe erkämpfen muß, lehret der Augenschein. Indessen bietet der Steinbruch, und das ist doch wohl auch nicht zu verachten, einen schönen Anblick dar; in der Ferne schon sieht man die lichtbraune Wand, gleich einer Pyramide, aus dem umgebenden Dunkel ragen, und über ihm strahlt hell und luftig das freundliche Schloß auf dem Himmel.

Der Himmel.

Größere Gartenanlagen und Landhäuser in den Umgebungen einer Hauptstadt verdanken ihr Daseyn gewöhnlich mehr der Sucht, mit Geschmack und Reichthum zu prunken, als dem stillen Behagen am Genuße der Natur und des Landlebens; denn diesen kann man ohne Flitter und Glanz sich mit wenig Aufwand verschaffen. Gleichwohl sind solche Schöpfungen nicht allein durch die Beschäftigung, die sie dem Fleiß und dem Talente gewähren, sondern auch durch das reine Vergnügen wohlthätig, welches sie Jeden finden

lassen, der in ihrer Mitte Erhohlung sucht. In alle Thaten, alle Bestrebungen des Menschen mischet Eitelkeit sich ein, aber unter ihren Aeußerungen verdienen doch immer jene den Vorzug, die mehr das Vergnügen und die Bewunderung der Welt als das ascetische Wohlgefallen der Selbstsucht zum Ziele haben. Weiß der Gründer des schönen Werkes mit diesem Genuße dann noch die Freude zu paaren, die aus seinen Schöpfungen dankbar ihn anspricht, versteht er mit eben dem Gefühle zu nehmen, mit dem er gibt; so hat er Alles gethan, was ihm Dank und Achtung zu erwerben vermag.

Diese Betrachtung flößte der Anblick des Himmels mir ein. Wenn auch einige seiner Parthieen zu sehr das Gepräge der Nachbildung tragen, andre durch Vergleichung mit früher gesehenen von ihrem Zauber verlieren, steht das Ganze dennoch in heitern Umrissen vor dem Gemüthe, und die Erinnerung trägt manchen schönen Augenblick aus seinen Buchengängen mit sich.

Der Hofrath Kriegel von Kriegelstein ist der eigentliche Gründer dieser Anlage. Sie ging später auf den Freyherrn von Braun, dann an den Grafen von Erdödy und seither an verschiedene andere Eigenthümer über. Gegenwärtig besitzt sie der Baron v. Mack.

Auf einem für die Menge von Verzierungen vielleicht zu kleinen Raume hat die schöpferische Hand der Kunst einen großen Wechsel von Gegenständen mit vieler Klugheit vertheilt. Von dem Fußpfade, den wir herauf kamen, führt eine Treppe, von Grinzing aber eine Fahrstraße zum Schloße.

Ueber dem Eingange der Planke, welche den Landsitz umgibt, steht dessen vielversprechender Namen Himmel mit goldenen Lettern aufgeschrieben. Im Innern des geräumigen Vorhofes sieht man eine Reitschule, ein Wirthschafts-Gebäude, einen Küchengarten mit Blumenbeeten und Bäumen. Neben dem Wege, der an diesen sich anschließt, stehen noch einige Häuser

für die Dienerschaft. Dann kömmt man in den Park.

Zur Linken zeigt sich im Dunkel des Haines eine gekappte steinerne Pyramide mit einer goldenen Kugel, auf der sich Täubchen schnäbeln. Die Inschrift, welche wie die übrigen, wohl zu zahlreichen In= und Aufschriften des Gartens von Alxingern herrühren soll, lautet also:

Beharrlichkeit und hoher Sinn
Kann jedes Hinderniß besiegen,
So ist dem Felsengrund die Säule schon entstiegen
Und steiget immer mehr. O du, durch den ich bin,
Sie ist dein Bild und ist vou deinem Sohne
Mit dankbarn Thränen dir geweiht,
Er biethet Treue, Lieb und stete Folgsamkeit
Für deine Sorgen dir zum Lohne.
Und wie der Schwur, einst deiner werth zu seyn,
In seinem Herzen steht, steh' er auf diesem Stein.
Bald — —

Bey diesem Worte scheint der Genius, der mit einem Griffel am Fuße der Pyramide sitzt,

innegehalten zu haben. Das Denkmal hat Karl Freyherr v. Braun im Jahre 1795 seinem abwesenden Vater errichten lassen. Ganz nahe bey demselben stießen wir auf eine Eremitenhütte aus Baumrinde. Maynard's Verse:

Las de me plaindre
Des grands, des muses et du sort
C'est ici, que j'attends la mort,
Sans la desirer, ni la craindre.

stehen über dem Eingange. Hinter ihr ist ein Grabhügel mit einer Urne, auf welcher man die Worte lieset:

Ci gît mon repos.

Zwey Gartenbeeten mit Gemüse bepflanzt, dürres Reisig zum Feuern, ein hölzernes Kreuz vor einem Bethschemmel, ein Todtenschädel, dann ein Buch, in Form eines Breviers sind bestimmt die Täuschung zu vermehren. Ich besah das Letztere und fand darin folgende Verse:

Theuerste, dieß Erdenleben
Hat nun nicht mehr Reitz für mich;
Meine Seele sehnet sich
Da hinauf, wo du umgeben
Von der Engel holdem Chor,
Eine Schwester unter Brüdern
Gott erhebst in frommen Liedern.
O! er neig' ein gnädig Ohr
Auch zu meinem heißen Flehen,
Nach verkürzter Prüfungszeit
Laß er seine Herrlichkeit
Mich an deiner Seite sehen.

Man sieht, daß der Einsiedler ein gebildeter Mann ist; er drückt sich in zwey Sprachen ganz artig aus und wenn man in seine Hütte tritt, macht er eine sehr höfliche Verbeugung. Ihre Wände sind mit nichts anderm als einigen Sand-uhren geschmückt.

Eine ländliche Brücke führt zu einem gut-angebrachten Felsengemäuer mit Wasserfällen. Dreht man die hier in der Nähe befindlichen Schrauben, so springen auf der Brücke drey

Wassersäulen empor, und vom Gipfel des Felsens strömt das Gewässer in reicheren Wellen die Stufen herab.

Ein Platz, von Bäumen umgeben, verbirgt eine Vase mit der Inschrift: Heinrichs Grabmahl; gegenüber ragt eine bemoosete Säule ohne Krone hervor, und zwischen beyden eine Steinplatte mit kaum leserlichen Charakteren. Man sieht mehrere Statuen, eine schöne Grotte, an mehrern Bäumen beschriebene Tafeln, doch bemerket man hie und da, daß die Anlage vernachläßigt wird.

Durch lieblichgewundene Gänge, wo angenehmes Halbdunkel unter den Blättern lauschet, wo schüchtern die Luft um grüne Buchnüsse und natürliche Blumen spielt, Nachtigallen flöten und die Heiterkeit sich in tausend Formen gefällt, dringet man aus dem Hain in die luftige Freye. Der erste Blick fällt sogleich auf den anmuthigen Landsitz, der den Hügel beherrscht. Er ist einfach und niedlich gebaut, mehr der Beschei-

scheidenheit als der Prachtliebe heilig. Ueber dem Eingange dieser Seite stehen die Verse:

Ein mäßig Feld, daran ein Garten schließet,
Ein steter Quell, der nah am Hause fließet,
Ein klein Gehölz, war meiner Wünsche Zug;
Der Himmel gabs; ich habe mehr als gnug.

Das Merkwürdigste bey dieser Strophe ist wohl, daß sie gleich in der Nähe sich gleichsam verkörpert hat. Man sieht nämlich links das Feld und den Garten, vor sich das Haus, rechts den Quell und über ihm das dunkle Gehölz. Ober der Quelle (welche gerade damals versiegt war) enthält eine Urne die Exklamazion: „Was ich bin, warst du und wirst du — Erde!" — Weiter unten aber las ich die Worte:

Schöpfe schweigend! Warum? Nun so schöpfe nicht!
Warum nicht?
Nur dem stillen Genuß, ström' ich — erquickender Trank!

Zu beyden Seiten liegen schlafende Figuren.

Der Haupteingang des Gebäudes befindet sich zur Linken. Auf dem Vorsprunge des Hügels bildet sich hier vor demselben eine mit Statuen umgebene Terrasse, von welcher die herrlichste Aussicht über die endlose Fläche dem Blicke begegnet.

Ist es nicht mit diesen Aussichten, dacht' ich, gerade so, wie mit jenen des Lebens? Die eine zeigt von Bergen umschlossene Thale voll melancholischer Lieblichkeit; sie reget die leiseren, tieferen Gefühle an; in ihrem Schoose schlummern Genügsamkeit und Ruhe. Die andre herrscht vom gigantischen Gebirge hinab, und läßt den geflügelten Blick über Städte und Länder streifen. Hier nährt der Stolz, die Ruhmsucht ewig nagende Polype. Vergessen hat das allumfassende Auge die dunkle Welt der eigenen Brust; es irrt ewig haschend, ewig verlangend in die unermeßliche Weite. Betäubt, von einander gerissen, schwindeln die Nerven und des Abgrunds hämische Tiefe verschlingt das kecke Atom.

Ich wandte mich von dem verwirrenden Anblicke der grenzenlosen Fläche mit ihren Städten und Strömen und Wäldern zu dem weißen, fröhlichen Landhause hinter uns. Ueber dem Hauptthore las ich:

Si la vie est une songe,
Quel bonheur de rever ici!

Das Gefühl eines Mannes, der von den Bitterkeiten des Lebens in die Arme der Natur und Freyheit zurückkehrt, spricht sich in diesen wenigen Worten vollständig aus. Gerne hält er die Vergangenheit für einen langen Schlaf, und zweifelnd an der Wirklichkeit irgend eines Glückes, das neue selbstgewählte Daseyn nur für einen schönern Schlummer. Er wünscht lange zu träumen, weil er dem Leben nicht mehr traut. Er fürchtet den Tod, und hasset das Leben, aber zwischen beyden steht nur noch versöhnend der Schlaf.

Tiefer im Thale bemerkten wir einen Holzstoß. Man öffnete die Thür dieses maskirten Häuschens und wir traten in ein überaus reizendes Gemach, ein wahres Cabinet der Feen. An der Spiegelwand, welche die herrliche Aussicht vom Himmel wie ein reines, neues Gemähldе bezaubernd wiederhohlt, steht ein üppiger Torus, von schweigenden Genien umgeben. Die Wände scheinen mit dem klaresten Aether bemahlt, Blumen und Schmetterlinge tanzen darüber hin. Sie wölben sich zu einer Art von Kuppel, aus welcher der schöne Tag mit gemildertem Glanze herabsteigt, gleich dem Apoll, der aus dem Olymp verwiesen, ein fröhlich Schäferleben erkor.

Anspielende Gemählde sprechen den süßen Schwindel aus, der jedes Menschenkind hier ergreift. Jupiter und Leda, Aphrodite, Apoll und andre zarte Geschöpfe der Mythologie blühen in reizendem Farbenspiel an den Wänden. Hie und da deuten auch Verse die Tendenz des Gemaches an. Unter ihnen fand ich Michaelis auf Amorn

gedichtetes Epigram, hier auf des Gottes Mutter angewendet:

Seht jene, der sich Thor und Weiser
So gerne zu Vasallen weihn!
Auch deine Königin, o Leser!
Ist, war sie, oder wird sie seyn.

Eben so angenehm überrascht als befriedigt verließen wir diesen gefährlichen Holzstoß. Wir besahen dann noch die liebliche Insel mit ihrem Pappelwäldchen, das sogenannte Bauernhaus, in welchem sich ein Billard befindet, den schönen Teich, auf dessen Fluthen ein artiger Kahn uns bewegte. Wir wandelten durch das frische Laub der Buchen, wiederhohlten uns einzeln jeden angenehmen Eindruck und pflückten so auf dem Rückwege noch manche süß duftende Blume. Dann schieden wir von der reizenden Anlage mit dem Wunsche, daß sie vor dem Loose der Vergänglichkeit mit milder Hand geschützt, noch Manchen mit dem Genuß erfreuen möge, der uns in ihren labyrinthischen Gängen gleich einem Proteus bald entzückte, bald überraschte.

Der Cobenzlberg.

In unsern Tagen, wo die Verfeinerung des Geschmackes mit der verwegensten Freygeisterey in allen Gebieten des Wissens und der Kunst kaum gleichen Schritt hält, wo man auf der einen Seite eben so viele Ansprüche zu machen, als auf der andern wenige zu befriedigen versteht, ist die Anlegung eines Lust- oder Kunstgartens wahrlich eine schwierige Aufgabe. Sie erfordert nicht bloß tiefes Studium der Natur und hochgebildeten Kunstsinn, sie erfordert auch kluge Wahl und Benützung des Terräns, Ausdauer und Reichthum. Die mehrsten dieser Anlagen scheitern, wenn man auch bey allen Studium der Natur und Geschmack voraussetzen wollte, an der Wahl des Terräns. Hat die Natur für eine Landschaft schlechterdings nichts gethan, soll aus Steppen oder Sandhügeln ein Elysium werden, so ist ein glücklicher Erfolg selten im Reiche der Möglichkeit, und die Schwierigkeiten der Ausführung sprechen die letztern Bedingungen: Ausdauer und Reichthum, zu mächtig an. Ist nun aber auch ein trefflicher Bo-

den da, für die Gestaltung der Kunst empfänglich und geräumig genug, um den Flug des Genius nicht zu beschränken; so kann dennoch eine üble Behandlung desselben wieder Alles verderben. Man liebt zu sehr die englischen Gärten, man fesselt das Schöne, gleich der Andromache, an einen Fels. Wer da glaubt, eine Sammlung von Grotten, Gebüschen, Wasserfällen u. d. gl. sey ein Kunstgarten, würde vermuthlich auch wähnen, ein Gedicht gemacht zu haben, wenn er die beliebten Reime Wonne und Sonne, Liebe und Triebe u. s. w. in einige Stanzen zusammendrängte. Aber die Kunst ist gleich der Natur, ihrer Mutter, einfach in der Erzeugung, mannichfaltig und unerschöpflich in Gestaltung und Zusammensetzung. Sie bindet sich an keine vernünftelnde Regel, die nur aus Einzelnen ihrer Schöpfungen geleitet wird; sie verachtet den Geist der Innung und der Schule. Nur für den Schüler gibt es eine Form, der Meister beherrscht sie.

Man irret also, wenn man die Vorzüge trennt, die den sogenannten englischen, franzö-

sischen oder holländischen Gärten eigen sind. Diese Benennungen schließen eben darum, weil sie nur gewisse Schönheiten umfassen, vielleicht bedeutendere aus. Der allein, der die Erscheinungen des Erhabenen und Schönen, ohne zu fragen: an welchen Begriff man sie binde, weise miteinander zu vereinigen, die Gaben der Natur mit den Bildungen der Kunst in ein liebliches Ganzes zu verschmelzen, Mannigfaltigkeit mit Simplicität zu paaren, und seiner Schöpfung jene süße Anmuth, jene üppige Harmonie, jene stille Größe und Erhabenheit zu geben weiß, die uns in den Gemählden der Natur bald anzieht, bald begeistert, der allein hat die Aufgabe glücklich gelöst. Findet dann nicht bloß der genießende Spaziergänger, sondern auch der Freund der Wissenschaften, der Künstler, der selbstdenkende Kopf seinen Antheil, weiß der Besitzer dem Schönen zu huldigen, ohne das Nützliche zu verschmähen, so gebührt ihm vor allen die Krone.

Diese Bemerkungen konnt' ich nicht unterdrücken; sie schienen mir die passendste Vorrede zur

Schilderung des Cobenzlschen Parkes, der unter allen ähnlichen Anlagen in Wiens Umgebungen vielleicht am meisten befriedigt.

Philipp Graf von Cobenzl, ehemals Staatsvicekanzler und bald nachher Gesandter am französischen Hofe, hat vor ungefähr 20 Jahren den Grund zu diesen Anlagen gelegt. Sie erstrecken sich in einem Umfange von beynahe drey Stunden, von einer Wand des Reisenberges bis zum Fuße der andern und ziehen sich dann durch ein waldichtes Thal bis zur halben Höhe des Kahlenberges hinauf. Gerne hätte der Besitzer seiner Unternehmung noch einen größern Spielraum gegeben; aber das Stift Klosterneuburg, welchem der anstoßende Boden gehört, wollte denselben nicht veräußern, so trefflich er auch zu dem Plane des Grafen gepaßt hätte.

Der Cobenzlberg hieß ehemals der Reisenberg und wird zuweilen noch so genannt. Schieferigter Kalk auf dichtem Kalkstein aufsitzend, ist sein Hauptbestandtheil. Er enthält aber auch

Lagen von Thon und Sand. Man findet in diesem sehr groben, festen Sandstein, den feinsten grauen Thon nierenförmig eingehüllt. Auch trifft man häufig auf Spuren von Versteinerungen, wovon in der gräflichen Mayerey eine Sammlung vorhanden ist.

Ehemals gehörte der Cobenzlberg den Jesuiten, welche hier eine Villa besassen. Düstre, einförmige Wildniß überdeckte damals die herrlichen Wände, aber seltene Ausdauer hat mit ungeheuren Kosten die unbesuchten Gehege in einen sehenswürdigen Park umgestaltet. Der Gärtner, welcher diese Umbildung bewirkte, hieß Mayfisch; sein Nachfolger Nowotny ist des talentvollen Vorgängers würdig.

Kaum hatten wir den Himmel im Rücken, so fiel uns schon die Mayerey des Grafen von Cobenzl ins Auge. Sie besteht aus mehreren weitläuftigen Gebäuden und hat einen sehr geräumigen Vorhof. In der Mitte desselben befindet sich die gepflasterte Düngergrube. Unter ihr ist

ein Gewölbe für die abfließende Jauche angebracht, die man wieder in einen Brunnen sammelt und mittelst eigener Rinnen theils in den Küchengarten, theils auf die Wiesen vertheilt. Paralell mit ihr liegt die Schwemme, welche stets mit Wasser versehen ist; man hat daher neben den Wirthschafts-Gebäuden einen Behälter angelegt, in welchen das herabfallende Regenwasser durch Rinnen und Röhren von allen Seiten hergeleitet wird. Mit diesem Behältnisse stehen zwey Brunnen in Verbindung, und Wasser-Eimer hängen in der Nähe.

Wir besahen die Mayerey, wo jeder einzelne Gegenstand für den Oekonomen interessant ist. Die Kühställe sind vorzüglich schön, licht, hoch und geräumig; der Boden ist mit Ziegeln gepflastert und enthält einen Brunnen, in welchen sich die Quelle ergießt, die ihren Reichthum nach allen Richtungen über die Anlage ausströmt. Vier und zwanzig größtentheils steyrische Kühe, für deren Futter und Tränkung mit musterhafter Reinlichkeit gesorgt wird, stehen hier nebeneinander.

Trefflich gedeihen diese schönen Thiere, da man sie abwechselnd auch ins Freye läßt, bey der Stallfutterung. Sie geben köstliche Milch, die man sehr bezeichnend in die warme Milch, in die klare Milch und in das Obes (Sahne) abtheilt. Von Letzterer kostet die Maaß an Ort und Stelle 48 kr. Sie wird in Flaschen nach Wien geliefert, und dort in drey Verlagsörtern an die Bestellenden veräußert.

Für das kranke Vieh befindet sich in einem eigenen Kranken-Stalle eine Art von Lazareth, wo es, von dem gesunden abgesondert, gepflegt wird. Im Winter erleuchten den Stall sechs, sonst aber nur zwey Laternen. Links an dem Kühstalle stehen in einem kleinern Behältnisse zur Zucht die schönsten Kälber. Dann kömmt der Pferdestall, in welchem ebenfalls die höchste Reinlichkeit herrscht, und für den Abfluß des Urins in die Düngergrube emsig gesorgt wird.

Der Wagenschoppen ist sehr geräumig; er enthält mehrere Wägen, wie sie zur Wirthschaft oder zum Vergnügen erforderlich sind.

Die Knechte und Mägde wohnen abgesondert in reinlichen Stuben bey jenen Ställen, deren Besorgung ihnen anvertraut ist. Für erkrankte Dienstleute ist ein eigenes Zimmer bestimmt, welches sich durch Ordnung und Reinlichkeit empfiehlt. Ein Wächter, den zwey mächtige Hunde in seiner Berufspflicht unterstützen, bewohnt eine Hütte im Vorhofe, welcher außerdem noch das Geflügel, eine Uhr, eine Glocke und eine Feuerspritze enthält. Etwas entfernter liegt das Behältniß für die Asche, damit eine Feuers-Gefahr um so leichter vermieden werde. Aufmerksamkeit verdient noch die Maschine, auf welcher durch einen Knaben beynahe spielend das Futter für die Kühe geschnitten wird. Sie ist von dem verstorbenen Mechanikus Riedl; er hat dabey eine Vorrichtung angebracht, durch welche das Futter sich selbst unter die Schneide vorschiebt.

Auf dem mit Schindeln gedeckten Boden, hat man für jede Fruchtgattung eigene Behältnisse angelegt. So befinden sich über dem Kühstalle jene, wo Klee, Stroh, Heu u. dgl. aufgehäuft ist;

über den Pferdeställen jene mit Heu und Haber. Man kann also das Futter ohne weitere Bemühung gerade in die Ställe herabschütten.

In dem großen Milchkeller sowohl, als in den übrigen Wirthschaftsgebäuden fällt Reinlichkeit, Fleiß und Ordnung angenehm ins Auge. Ueberhaupt herrscht hier jene Einsicht und Thätigkeit, jene nichts versäumende Sorgfalt für Feldbau und Viehzucht, ohne welche der Landwirth sein schönes Ziel nicht erreicht. Wir konnten uns an diesen Einrichtungen nicht satt sehen, und hätten gerne ihrer Betrachtung mehr Zeit geschenkt. Denn obgleich in unserm Vaterlande die Landwirthschaft im Allgemeinen mit Erfolg und hie und da auch nach überdachten Ansichten betrieben wird, obgleich die Oekonomie tagtäglich die Zahl ihrer Proselyten vermehrt, und die Wahrheit, daß sie die reichste und sicherste Quelle des National-Wohlstandes sey, immer tiefer gefühlt wird; so genießt man doch selten das hohe Vergnügen, schwierige Aufgaben nach dem Richtmaße geläuterter Erfahrung glücklich gelöset, und den

trocknen Buchstaben des Systems in solch eine lebendige Beyspielsammlung verwandelt zu sehen.

Der Park.

Neben den Wirthschafts-Gebäuden führt eine Pappelallee zum Garten. Am Eingange desselben, zwischen diesem und der Mayerey, hatte ehemals ein Traiteur seinen Standpunkt; jetzt wohnt da der Thorhüter. Man empfing uns sehr artig. Ein Gärtnergeselle, den wir in der Folge als einen jungen Mann von Fähigkeiten schätzen lernten, übernahm es, uns mit den Schönheiten dieses Edens bekannt zu machen.

Weißschimmernd schlängelt der Fahrweg durch das üppige Grün beblümter Wiesen sich hin. Unregelmäßige Anhöhen zwischen Gruppen von Bäumen verschlingen ihn wieder. Wir wendeten uns zu einem mäandrischen Pfade, der durch herrliche Wiesen läuft, die mit Hängebirken, Eichen und Ahorn besetzt sind. Am Wege stehen einfa-

che Ruhesitze, von welchen der Blick in die melancholische Nacht des Gebirges aufsteigt.

Boskets von Tulpenbäumen, Platanen, Weisdorn, Kornelkirschen mit Blumenrändern und seltenen Gewächsen umgeben, schmeicheln dem Auge durch ihr wechselndes Farbenspiel. Den grünen Teppich der Wiesen aber schmücken einzelne süße Kastanienbäume mit ihren geränderten Blättern, hohe Eichen und weiß stämmigte Birken. Dem ersten Hinblicke scheint diese Pflanzung regellos, aber ihre stille mächtige Wirkung auf das Gemüth macht uns bald mit der geheimen Regel vertraut, welche sie so entstehen ließ. Von ihr aus kömmt man über einen sanftgewölbten Hügel zu Thierbehältern, lieblichen Schattenplätzchen und Vogelhäusern. Diese zarthingehauchte Landschaft trägt ganz den milden Charakter der Heiterkeit.

Wir traten in ein Wäldchen von süßen Kastanien. Ein kühles Duftmeer nahm uns auf; zahllos hingen die zierlichen Blüthen über uns und

versprа-

versprachen eine reiche Ausbeute. Die zackichten Blätter rauschten vom Winde bewegt und im Laube flatterten bunte Schmetterlinge.

Immer dichter ward das Gebüsch. Ein Buchenhain lud uns in seine hellgrünen Gänge und wir erreichten das Schloß, welches am Fuße des Abhanges liegt.

Man zeigte uns hier ein Glashaus hinter der grünen Wand und links bey demselben eine Mauer, von welcher Citronen und Pomeranzen herabglänzten. Ein leichtes Geländer von Geranium und Oleander durchflochten, läuft auf der Mauer hin, die den Blumengarten umgibt. Eine simple Treppe führt in diesen Garten, an welchen das Glashaus sich lehnt.

Ein viereckigter Platz an der Südostseite des Schlosses mit drey über einander liegenden Terrassen, vereinigt hier die Schätze belgischer Blumenzucht in den prächtigsten Tulpen, Narrissen, Aurikeln = und Nelkenfloren. In den

einsichtsvoll abgetheilten Beeten sieht man Geranien, Ranunkeln, Anemonen und Veilchen von allen Farben. Die schöne Hortensia mutabilis, die seltsame Centauria ragusina, die zartblühende Digitalis lunata, Mohn- und Blutblumen, Asphodille und Lilien von großer Schönheit bezaubern durch Gestalt, Duft und Farbe. Der Rittersporn, das Löwenmaul, der Kirschlorbeerbaum, Rosen von seltner Pracht und schwarzes Basilikum mit vielen hundert andern einheimischen und ausländischen Pflanzen erregen und befriedigen die Aufmerksamkeit des Botanikers. Wir wollen von ihnen nur noch die Aquilegia canadensis, die großblumigte Magnolie, die Saxifraga crassifolia anführen. Sie blühen mit vielen andern im Glashause, welches auch zur Aufbewahrung von Pflanzen dient, denen unser Klima zu rauh ist. Es lohnte wahrlich der Mühe, mehrere Stunden bey diesen Schätzen zu verweilen, welche durch Sendungen aus Holland sich alljährlich vermehren. Zur Bewässerung des Gartens, dienet ein in der Mitte der ersten Terrasse angelegter, mit Fischen bevölkerter

Teich. Man sagte uns, daß der Einrichtung dieses Gartens einige vortheilhafte Veränderungen bevorstehen.

Wir verließen die Blumenwelt, um das Wohngebäude des Grafen zu besehen. Die Area desselben ist mit einem weiten Kreise von Gehölz umgeben, welches sich in der Mitte zur Aussicht öffnet. Vom Geländer senkt sich mahlerisch eine Wiese herab, an welcher Ruhesitze stehen. Man erblickt rechts den Hügel, über welchem sich die Wienerwald Gebirge mit ihren Ruinen erheben. Am Abhange des Berges, dem Auge gegenüber glänzen unter Rebenpflanzungen freundliche Villen, an den Ufern der Bäche ziehen sich ganze Reihen von Dörfern hin, mit gelbbraun- und grüngestreiftem Ackerland umgeben. Weiterhin sieht man die Residenz in ihrer ungeheuren Ausdehnung von Osten gegen Westen, jenseits der vielarmigen Donau streifet das Auge über das kornreiche Marchfeld bis an die blauen Gebirge Pannoniens. Zur Linken erhebt sich der Kahlenberg mit seinen Weingärten; in

der Mitte graue Kalkfelsen, bemoosete Kieselmassen; höher hinauf dichtes Buchengehölz, über diesem das einsame Kalmaldulenserkloster.

Das Innere des Schloßes, an welches sich die Wohnungen des Gärtners und des Wirthschafts-Inspektors schließen, verräth eben jene hohe Einfachheit und Lieblichkeit, welche hier Alles so anziehend machen. Aus den Fenstern der Wohnzimmer genießt man die gegebene Aussicht noch schöner, und ihre Wände wiederhohlen Geßners Dichtungen in reizendem Farbenspiele.

Der Treppe des Schlosses gegenüber zeigt sich ein ländlicher Sitz der Ruhe. Das Auge durchirrt in stiller Betrachtung die Waldgegend. Von den Gipfeln der Berge gleiten dunkle Schatten. Sie versinnlichen die Vergangenheit, die Zukunft. Leise regt sich das Laub; die Luft hat ihre Schwingen verloren.

Ein schmahler Fußweg führet durch kühle Buchengänge ins tiefere Thal. Man dringet über moosichte Felsenstuffen in die Tiefe, bis sie unter dichtem Laubwerk sich endet. Hier gähnt eine weite Kluft dem Auge entgegen, aber siegend eilt die leichte Brücke im schönen Sprung über die Kluft, und die Zweige der Buchen drängen sich spielend in ihr Geländer.

Hie und da heben sich romantische Baumhöhen gleich Riesengräbern empor. Der Perückenbaum, dessen Blüthen in der Ferne gleich Rosenwölkchen schimmern, der Tulpenbaum, die Cypresse, die Pinus strobus, die Tanne, der Taxus, die Esche, der Flieder mit vielen andern Stauden und Bäumen verschlingen in schöner Verwirrung traulich die schattenden Aeste und steigen wohlthätig herab bis zu des Pilgers Bahn. Die Trauerweide kömmt in diesem Boden nicht fort, als schlöße der heitre, sanftfühlende Genius desselben die düstere Einsiedlerinn aus. Dunkle Föhren, Fichten von allen Gattungen, Platanen, Rusten, Pappeln und Lerchbäume, der

seltene Lebensbaum, der Trompetenbaum, die Salisburia adianthifolia ragen hier mitten unter den einheimischen Buchen und Eichen über dem gemeinen Strauchwerke, dem Linum flavum, linum austriacum, dem Zittergras, dem Nachtschatten hervor. Nirgends kann der Freund der Pflanzenwelt eine kunstvollere Mischung des Einheimischen und Fremden mehr bewundern, die Eigenthümlichkeiten der Individuen besser vergleichen als hier; denn um ihn blüht Alles so frey und offen durcheinander, als hätte schon die Natur es so hingepflanzt. Mit Kenntniß und Geschmack hat man ausländische Gewächse neben dem gewöhnlichen und daher weniger bewunderten Reichthum des Vaterlandes hingestellt. Man hat die Wirkungen des Lichtes und Schattens so sorgfältig berechnet, die tausend Mischungen und Nüancen des Farbenspieles so schicklich, das Seltene mit dem Gemeinen so weise verflochten, daß jeden Schritt ein neues Wunder überrascht, jedes Stillestehen an neuen Erscheinungen sich erfreut.

Aus einem Weiher, von dichtem Grün umflort, ergießt sich eine kleine Quelle; ihr folgt der Fußpfad den Abhang hinunter, bis das verwilderte Thal sich schließt, die Quelle unter dickem Geisblatt und Epheu verschwindet. Ein dunkler Laubgang wölbte sich über uns und führte uns tiefer hinab in eine düstre Höhle. Gleich einem Tempel der alten Christen scheinet sie mühsam dem Felsengemäuer abgewonnen; Eingang und Ausgang seither verwittert. Nur wenige Strahlen dringen in ihr banges Dunkel; die Wände sind feucht und kalt; aus einer Oeffnung von oben stürzt der Felsenquell tosend herab. Die Wellen sammeln sich in dem Becken, welches einen beträchtlichen Theil der Grotte ausfüllt, zum Bade, und verlieren sich dann in der Tiefe des Felsentempels durch eine dichtbegrünte, kaum bemerkbare Oeffnung.

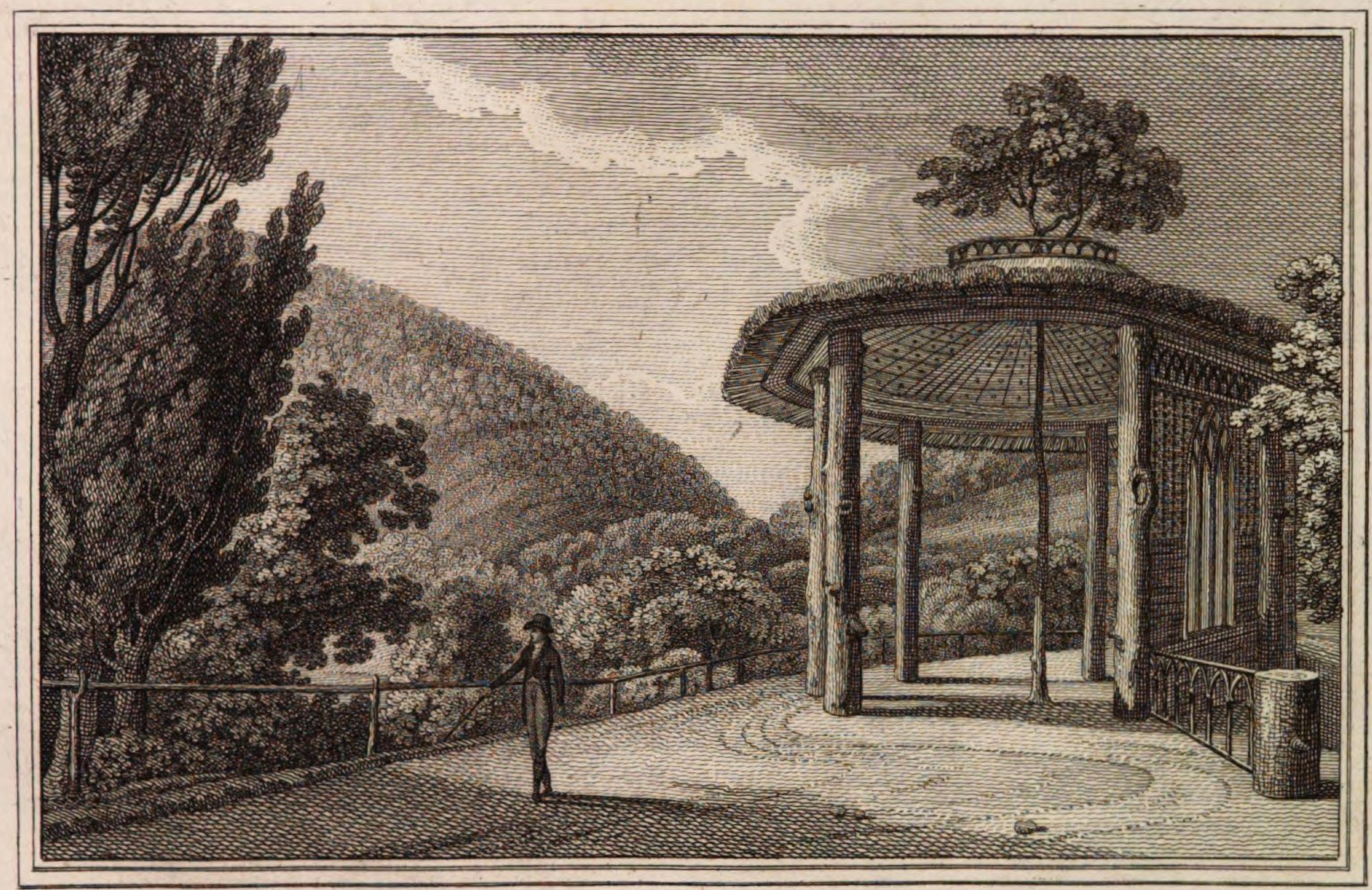
Die Felsenpfeiler ragen kühnstrebend bis zum hohen Gewölbe der Höhle, von welchem glänzender Tropfstein herabhängt. Jedes Wort hallt stärker von der Felsenwand zurück; das hinzit-

ternde Grün mahlt die Gesichter blaß und stille Schauer wehen durch die erhabene Nacht des Gewölbes. Man träumt sich der Vorwelt mythische Tage zurück; Gestalten füllen den Geistersitz und die Seele wird dunkel mit ihm.

Wir verließen ernstgeworden den Aufenthalt düstrer Melancholie. Kaum aber traten wir aus der engen Felsenthür in das wilde einsame Thal, so wars uns wieder wohl im Busen. Zu beyden Seiten thürmen schönscarpirte Höhen sich auf, in holder Unbefangenheit bewegt sich wieder das tausendfach gestaltete Leben.

Von einer mahlerischen Brücke, welche durch einen romantischen Bogen beyde Hügel verbindet, genießt man noch einmal die Schönheit des zurückgelegten Weges; willenlos hat sich die Seele wieder erheitert und jugendlich fliegt sie neuen Genüßen entgegen.

Durch einen Felsengang mußten wir nun uns winden. Wir bemerkten, daß sich allmählich



J. Blaschke sc.

Tempel auf dem Cobenzelberg

das Thal verenge; Hecken verschließen es endlich ganz und die Quelle, deren Bewegungen wie Ariadnens Faden zum Wegweiser dienen, leitet uns zu einem kunstlos angelegten Teiche. Sein Gewässer durchsegeln Schwanen, sinesische Gänse und Enten vom Kap. Am linken Ufer steht eine mondförmige Ruhebank von hohen Eichen beschattet. Für uns war aber die Fortsetzung der Wanderung interessanter als die Ruhe unterm Eichenkühl.

Wir hatten den Fuß des Reisenberges erreicht. Dichte Buchengänge klimmen im Zickzack den Fuß des Kahlenberges hinauf. Ein rustiker Tempel ragt am Abhange des Berges hervor. Acht Baumstämme (im Kindesalter der Kunst die einzigen Säulen und Modelle der spätern) tragen statt der Kuppel ein leichtes Strohdach, dessen innere Wölbung mit Strohmatten getäfelt ist. Acht Quadrate, die sich gegen den Gipfel verjüngen, sind wieder in kleinere Felder geschachtet, in deren Mittelpunkte Tannenzapfen hervorragen, deren Größe mit jener ihrer

Felder zunimmt. Die Mitte der Kuppel öffnet sich dem Himmel und ist von einem leichten Geländer aus Eichenstäbchen umgeben. Im Mittelpunkte des Tempels steigt ein Eichbaum majestätisch empor und breitet seine herrliche Krone über die Kuppel aus. Die hintern vier Säulen sind mit Weidengeflecht aneinander geschloßen; gothische Bogenfenster, von weißen Birkenstäben gebildet, durchbrechen die Wand und gestatten dem Auge freyen Flug in das bewegliche Grün des aufsteigenden Berges. Das Getäfel unter der Wand besteht aus einem gothischen Gegitter, das auf beyden Seiten des Tempels als Geländer sich fortzieht und an Baumstrünken sich endet, die zu Fußgestellen für Blumentöpfe dienen. Man sieht eine Ruhebank aus Steinen mit Moos belegt, gegenüber einen andern Sitz mit einer natürlichen Lehne. Beyde laden zur Ruhe und erleichtern dem Geiste die süße Schwelgerey in den Umgebungen des freundlichen Tempels. Er ist gleichsam der sinkenden Sonne geweiht, denn der Eingang sieht nach Westen. Schön mag es auch seyn, am Abend eines thätigen Lebens un=

ter diesen Schatten, auf eigener Stätte der Erinnerung einen Tempel zu heiligen.

Liebliche Gänge, deren Stille nur selten vom Geraschel der Eidechsen und der Vögel im Laube gestöret wird, irren längs des Thales fort, in welches der Blick durch die verflochtenen Zweige der Buchen nur selten hinabdringt. Hie und da stehen einzelne Rasenbänke, hie und da überrascht eine mahlerische Durchsicht. Bald ergötzt sich das Auge am einsamen Plätzchen, in dessen Mitte sich ein alter Birnbaum mit einem Regenschirm erhebt; bald senkt sich der Pilger in die kühle Waldnacht hinab und über ihm glänzt durch das Laub die gediegene Bläue des Himmels.

Heilige Schatten! ihr wehet nicht bloß dem heißen Blute Erquickung zu; auch in des Innern zehrende Glut dringt euer frischer Athem. Die ungestümme Flamme verlöscht, die Lava erhärtet am Strome der Luft und leichter Sinn bildet gefällige Formen aus der nicht mehr schädlichen Masse.

Im Dickicht des ungekünstelten Waldes laufen die Pfade den rieselnden Fällen des Gebirgwassers entgegen. Mehrere Brücken, oft von seltsamer Bildung, fügen die Erdspalten zusammen, welche der Ungestüm angeschwellter Waldbäche ins Thal gerissen. Wasserleitungen, Ruhebänke, einzelne, lichte Parthien springen hie und da aus der Wildniß hervor. Eine der erwähnten Brücken ruht auf lebendigen Bäumen, welche ihren Boden mit den Wipfeln durchbrechen, und ihre Schattengewölbe über sie hin breiten. Zwey runde Plätzchen umschirmen die beyden Enden der Brücke, an welche sich einfache Fußgestelle schließen. Die Geländer sind aus sich kreuzenden Zweigen geflochten und mit geborstenen Tannen oder Fichten-Zapfen verziert. Hat man den Mittelpunkt der Brücke erreicht, so eröffnet sich plötzlich eine überraschende Aussicht zwischen den waldigten Höhen auf beyden Seiten. Man erblickt in der Ferne das schimmernde Häusergewühl der Hauptstadt und fühlet sich doppelt wohl in den heimlichen Schatten des Parks.

Unmerklich steigt der Weg immer aufwärts. Dürres Laub raschelt unter den Füßen des Wanderers. Aufgescheucht entflieht die harmlose Schlange, flattert die heitere Lerche davon. Tiefe Stille bewacht den Hain. Unter moosigtem, alten Gesteine quillt frisches Quellwasser hervor, welches in tausend Rinnen den Garten durchfließt. Hie und da scheint es nach der Lage und Richtung der Rinnen aufwärts zu gehen, und in einem finstern Winkel des Dickichts perlt es tropfenweise aus struppigtem Moose.

Der Wald wird nachgerade dichter; weniger gepflegt ist die Strasse, in verjährtes Laub sinken die Tritte ein. Hier befindet sich die Quellengrotte. Ein Heer von Gewürm und Insekten wimmelt tausendfüssig auf dem Boden, schwirrt summend in der Luft. Wir kamen zum Holzschlage, welcher mitten in der Wildniß, lichte Plätzchen gleich Inseln bildet. Der Graf hat diese Parthie vor einigen Jahren an sich gekauft, weil die fortgesetzte Fällung des Holzes seine Anlagen mit Verödung bedrohte.

Von neuem beginnt das Dickicht. Ein ländlicher Tempel auf sechs mit Epheu und Geisblatt umrankten Säulen ruhend, erfreut das überraschte Auge. Seine Kuppel wird von einem Strohdach gebildet, welches inwendig mit geschachteten Rasen-Matten belegt ist. Ein Ruhesitz mit weichem Moose bekleidet, verbindet die Hintersäulen. In der Nähe des Tempels befindet sich ein Sopha von Baumästen, deren Knoten beynahe die Gestalt von Thierköpfen haben. Zwey ausgehauene Baumstämme dienen zu Lehnstühlen. Zwischen dem hellen Buchengrün zeigen sich und verschwinden wechselnd abgerissene Gemählde der schönen Ferne. Allenthalben sind mit weiser Anordnung Ruhepunkte vertheilt; hier in tiefer Waldung, stiller Betrachtung heilig, dort auf weichen Rasenplätzen voll schöner Aussichten durch die dunkeln Gebirge. So dienet eine Parthie immer der andern zur Folie.

Von tausend heitern oder wehmüthigen Bildern leise berührt, gelangten wir endlich zur Alpenhütte. Auf vier Baumstämmen ruht ein

luftiges Rohrdach; ein einziger Baumstock zur Rasenbank gehauen befindet sich in ihr. So steht sie einsam an dem Rande der Schlucht, in welche man schwindelnd hinabblickt. Ueber dem steilen Abhang hinaus führt der Hütte gegenüber eine kunstlose Brücke in die dichte Krone einer herrlichen Buche, deren Stamm aus der gähnenden Tiefe des Thales, ein schlanker Riese heraufsproßt. Am Ende der Brücke tragen drey gabelförmige Aeste einen ländlichen Tisch, an dessen beyden Seiten man Bänke von dünnen Zweigen angebracht hat.

Wir setzten uns auf die einladenden Sitze; über uns rauschte gleich fernen Strömen der Wind unter Zweigen und Blättern. Ein stärkerer Luftstrom wiegte die Brücke mit uns leichtsinnig über dem Abgrund. Mit dem Schauder, den die Gefahr ins Gemüth rollt, aber auch mit dem erfreulichen Gefühle, ihr trotzen zu können, ließen wir uns über der Tiefe schaukeln und sahen lustig hinab in die verwilderte Kluft. Aber bald erhoben wir wieder das Auge und blickten heiter

hinaus in die weite lebendige Landschaft vor uns. Die Sonne war im Sinken, rothe Streifen brannten in dem tiefern Blau des Himmels, dunkler wurden die Wälder und schweigender. Die Donau floß wie ein Feuermeer in tausend Krümmungen hin und über die reichen Ebenen des Marchfeldes, von Ungarns grauen Bergen herab hob sich das Preßburger Schloß, ein lichter Punkt, aus dem verwelkten Purpur der Ferne.

Ehe man noch zu dieser Alpenhütte kömmt, hat schon die Einfriedigung des Parkes eigentliche Grenze bezeichnet. Aber auch weiter hinauf in dem Gehölze des Kahlenberges dauern die reizenden Anlagen fort, und werden vielleicht noch vermehrt. Freye Zirkel mit einzelnen Bäumen besetzt, ein Bauernhaus mit einer Kegelbahn, dunkle Gehege mit Durchsichten schließen sich an die Alpenhütte an. In einiger Entfernung sieht man das Kastanienwäldchen und die Pappelallee, die zum Schloße führt.

Wir

Wir überließen uns dem schönen Eindruck unverkünstelter Natur, dem dankbaren Gefühle, welches der herrliche Park für seinen Besitzer einflößt. Mit Vergnügen bemerkten wir, überall, wohin unser Führer oder wohl auch der Wunsch uns lenkte, noch mehr als er zeigte, zu sehen, daß man die schöne Anlage keineswegs verwahrlose, daß im Gegentheile allenthalben die helfende Hand des Fleißes den Unbilden der Zeit begegne, Verbesserungen angebracht, neue Schönheiten hervorgerufen werden. Wir empfanden bey jedem Objekte mehr, als die gewöhnliche Lust befriedigter Neugierde, wir empfanden die Berührung des tiefen und gewandten Geistes, der aus diesen Schöpfungen weht; wir genoßen in stiller Behaglichkeit der herrlichen Dichtung, die mit verschwenderischer Fülle uns rings umgab. Und als wir uns von ihr trennten, geschah es mit der sanften Mischung von Ernst und Wehmuth, die der Mensch empfindet, wenn seine Jugend entflieht.

Noch einmal überblickten wir das prächtige Labyrinth mit seinem Wechsel von Berg und Thal, seinen Wasserfällen, Grotten, romantischen Brücken. Diese einfachen Tempel, wie still und rührend drängen sie sich aus dem umgebenden Grün! Diese lebende Mischung von Vegetation aus dem Boden aller Welttheile, wie sinnreich beschäftigt sie Geist und Gefühl! Was den Sinnen schmeichelt und das Herz bewegt, wie wunderbar ist es hier zusammengewebt in ein einziges großes Gemählde! Nirgends Inschriften — überall nur die großen Züge der Natur; kein architektonisches Prachtwerk — überall nur die kühnen Portale, die majestätischen Kolonnaden, die himmelanstrebenden Wände, welche keine menschliche Kunst erschafft. Kräftig und lieblich ergreift und erweicht, bald Rubens, bald Tizian der genialische Mahler. Unerschöpflich in Erfindung, Anwendung und Vertheilung hat er gleichwohl den Reichthum, den das Talent aus den einfachsten Mitteln bereitet, nirgends gehäuft, nirgends die Göttin zur geputzten Dame gemacht. Freywillig huldigt man der naiven Schönheit, die,

gleich den Anlagen der Natur, das Gemüth zu sentimentalen Reflexionen stimmt.

Nachtstück.

Es war allmählig finster geworden, als wir den Park verließen. Sternlos war der Himmel und ferne Donner folgten den Lichtstreifen nach, die ihn zuweilen im Zickzack erhellten. Ein ungemein schöner Weg, durch die dichte Waldnacht des Kahlenberges, mit seltenen Durchschnitten schlängelte sich vor uns hin auf der Nordostseite des Parkes. Tausend Johanneswürmchen flogen wie Weingeistflämmchen im dunklen Gebüsch und gaben dem schwankenden Laub seine Farbe wieder. Links im Thale sahen wir auf Augenblicke das romantische Weidling; hie und da machte der Blitz das Fluthengedränge der Donau bemerkbar. Todtenstille umgab uns; nur das seltsame Gegirr und Gezirpe im verwilderten Strauchwerk, oder der hohle Ruf des Donners, oder das Fallen einzelner Regentropfen unterbrach das einförmige Schweigen. So hatte die heitere Gebirgsgegend

voll lachender Füll' und Beweglichkeit den Charakter düstrer Grabesruhe angenommen; das schöne Farbenspiel war verloschen; ein Trauerkleid deckte die stillen Maßen der Berge.

Wie sehr ist des Menschen Gemüth den Mächten außer ihm unterworfen! Das heitre Blau des Himmels, der im fröhlichen Bogen über die Erde springt, der Sonne Lichtglanz, das muntre Grün des friedlichen Thales mit seinen Hütten stimmt ihn froh und götterselig. Kein Unmuth, keine Furcht ist ihm bekannt, und ruhig wallt das Blut durch die erweiterten Gefäße. Da sinkt vom Himmel herab die Nacht, Form und Farbe verschwindet, gestaltlos, unergründlich starrt ein unermeßlicher Raum ihn an. Er ist allein in der Weite, er wähnt sich preisgegeben der unbekannten gigantischen Macht, das Blut stockt und Furcht mahlt die Wange.

Wer zählt die tausend Modifikazionen dieses Einflußes schon der leblosen Außenwelt! Wer aber zählt erst jene, mit denen das Leben selbst

uns umgibt? — Da tritt an die Stelle des einfachen, furchtbaren Kolosses ein hundertgliedriges Ungeheuer mit Tiegergrimm, Hyänenbosheit und Löwenkraft. Da droht in jedem Moment ein Abgrund; streitend, oder duldend — gleichviel! wir werden besiegt.

Und dennoch mildert die freundliche Göttin Gewohnheit, sie, welche die Natur als zweyte Mutter dem entfernten Kinde zurückließ, die Schrecknisse, wie die Entzückungen des Lebens. Gleichgiltig schreitet der Landmann durch die gewohnte Gegend, der Reize nicht achtend, die rings um ihn blühen; sorglos trabet der Jäger durch Nacht und Gehege, mit der Gefahr bekannt, und darum ihre Schrecken nicht kennend; geschmeidig windet der Hofmann sich aus tausend Netzen, die ihn umstricken, und verwickelt sich unbekümmert in neue. So gewöhnt sich jedes Erdenkind an das Schwert des Damokles, welches die Mutter mit ihm gebahr.

Unter ernsten Gesprächen zogen wir unsers Weges. Immer stärker rauschte der Wald, immer dichter fielen die Tropfen; die Flämmchen im Dunkel erloschen. Dumpf wiederhallten Donnerschläge im Gebirge, die Blitze leuchteten greller über die stürmische Nacht. Wir verdoppelten unsre Schritte, wir hörten Hundegebell und Menschengerege; ein Augenblick — und wir standen am Thorwege des Klosters.

Vergebens suchten wir einen Freund auf, der uns ein Nachtlager angeboten hatte. Wir fanden zwar sein Haus und besahen es, ihn selbst aber hatte man nach Wien gerufen!

Während wir zu Rathe gingen, ob wir doch sein Anerbieten annehmen sollten, allarmirte das stete Gebell der Hunde den ganzen Ort; die Leute traten aus den Häusern mit Laternen; als hätten Räuber einen Einbruch gewagt, gerieth Alles in Bewegung. Entschlossen, dem abwesenden Freunde nicht lästig zu fallen, ließen wir uns ins Casino leuchten und fanden dort, was wir wünschten.

Man führte uns durch zwey geräumige, mit Lustres, Spiegeln und gedeckten Tischen versehene Säle über eine hölzerne Treppe in zwey ganz artige Schlafzimmer, die so ziemlich alle Artikel der Bequemlichkeit, mit unter auch welche des Luxus enthielten. So hingen an der Wand des Einen zwey Rahmen voll bronzirter Gipsportraite, worunter sich auch eine Dido mit einem entsetzlichen Barte befand. Ferners zeigten sich alle Imperatoren Roms, Griechenlands Könige, Feldherren und Philosophen, auch manche Barbaren, durch Talente oder Schicksal bedeutend. Eine Gesellschaft von Todten, für den Freund der Geschichte vielleicht angenehmer als manche lebendige.

Wir machten übrigens eine Bemerkung, die uns nicht so angenehm war. Hie und da lösete nämlich das Gemäuer sich ab, und man sah die Rohrwand hervorblicken; die Zimmer bildeten einen Erker gegen den Wald und wurden auf allen Seiten heftig vom Winde bestürmt. Thüren, Treppen, Pfosten u. dgl. waren ganz

nen und knarrten und krachten in einem fort. Demungeachtet ließen wir uns das Nachtmahl herauf bringen; denn — wir wollten incognito seyn.

Der Hunger würzt zwar ohnehin die Speisen, hier hatte sie aber auch der Koch gewürzt. Alles schmeckte uns trefflich, besonders der herrliche Wein. Die Erinnerungen des vergangenen Tages, heitere Gespräche und Scherze streuten Blumen in die Gläser und wir lachten geborgen des Sturmes draußen in der Waldnacht.

Die Pfeifen waren ausgebrannt, das Licht erlosch. Schlaf und Ermattung behaupteten ihre Rechte; wir schliefen ganz behaglich bis an den späten Morgen.

Der Kahlenberg.

Vom Saustrom im Herzogthume Krain erstrecket sich eine Kette von Bergen bis zum westlichen Ufer der Donau, die an ihrem Fuße Pan=

nonicns Ebenen zuströmt. Diese Bergkette, welche nach Ptolomäus Noricum von Pannonien schied und bey den Römern Mons cetius, das cetische oder ketische Gebirge hieß, führet nun im weitesten Sinne des Worts den Namen des Kahlengebirges; und es verdient bemerkt zu werden, daß die beyden letzten Berge dieser Kette, welche der Save sich nähern, dieselbe Gestalt wie der Kahlen- und Leopoldsberg an der Donau haben.

Wenn man die Gründe gelten lassen will, auf welche die angeführte Behauptung sich stützt, so muß man auch die Gebirge jenseits der Donau bey Enzersdorf, welche sich nach Norden gegen die Mährischen hinziehen, für eine Fortsetzung dieser Kette halten und unter dem Namen des Kahlenberges die ganze Reihe von Bergen begreifen, welche aus Krain bis nach Mähren fortläuft und an das Riesengebirge und die Karpathen sich anschließt. Denn aus den einander gegenüber stehenden Schichten des Leopolds- und des Enzersdorf-Bisamberges, aus ihrer gleichen Höhe und Dichte kann man abnehmen, daß nur

die Gewalt des Stromes, der sich ein neues Bett wühlte, sie von einander gerissen habe. Welche ungeheure Strecke durchläuft also dieß Gebirge! wie viele Länder kettet es zusammen! welch ein Gemählde voll Mannichfaltigkeit und Schönheit rollt sich zu seinen Füssen auseinander!

Eine der interessantesten Sekzionen dieser Kette ist jenes Gebirge, welches von Nußdorf bis Greifenstein am Ufer der Donau sich erhebt und südwestlich über Dornbach, Mauerbach, Lengbach, Altenmarkt, Furth, Dirniß und Gutenstein in die Wildniß hinansteigt, die der Schneeberg beherrscht. Diese Sekzion des Kahlengebirges heißt gewöhnlich der Wienerwald und bildet die Grenze zwischen den beyden Kreisen Ober- und Unter-Wienerwald. Die drey äußersten Höhen desselben sind der Cobenzlberg, der Kahlenberg und der Leopoldsberg. Ihre waldigten Gipfel steigen westlich von Wien empor; und ihre Felsen brechen die Kraft des vorbeyfließenden Stromes, während in ihrem Süden die Alpen Nieder-Oesterreichs und der Steyermark an die

Wolken ragen. Den ersten dieser Berge hatten wir kennen gelernt, in den Buchengehegen des zweyten wandelten wir nun herum.

Er führet auf Landcharten und in Büchern den Namen des Josephsberges, so wie der Leopoldsberg in ältern Urkunden, selbst noch unter Ferdinand II. den Namen des Kahlenberges erhielt. Woher dieser Namen entstanden seyn mag, ist unerörtert geblieben. Nach Weiskerns Behauptung war die eine Seite des Leopoldsberges, welcher damals Kahlenberg hieß, durchaus von Laub und Gras entblößt. An seinem Fuße lag das Dorf Kahlen, welches späterhin von der Donau weggeschwemmt wurde. Beyde Ansichten können den Grund der Benennung geben. Ob aber die Derivazion richtig, und ob sie auch dermalen, wo die Gewohnheit einen andern Berg mit dem ehmaligen Namen des Leopoldsberges belegt hat, angewendet werden könne, dieß wollen wir unentschieden lassen.

Die Bestandtheile dieser Berge sind Sandstein, Kalkstein und Mergelschiefer. Abgerissene Stücke des erstern werden durch die Verwitterung von außen hin roth und weiß, oder braun und weiß gleich dem Achat oder Onyx gezeichnet, welches den Eisengehalt des Steines verbürgt. Die Lager dieses schieferartigen Steines sind am sichtbarsten an der Seite des Leopoldsberges unweit des Kahlenberger Dörfchens. Sie streichen in das Gebirge von Nordost nach Südwest, ein Umstand, welcher die Trennung desselben vom Enzersdorfer Berge noch augenscheinlicher darthut. An dieser Wand entdeckte ein gewisser Friedrich Lupf Spuren von Alaunerz und fing an darauf zu bauen. Der Kammersekretär Jakob Rath fand diese Alaungrube, zur Gnade Gottes genannt, im Jahre 1560 wieder und erhielt die Erlaubniß zu bauen, (den sogenannten Schurbrief). Aber seine Anstrengung war vergebens. Auch in unsern Tagen erneuerte man mit gleichem schlechten Erfolge den Versuch, und das Silberbergwerk, welches Hans Pachmann und Hans Pichler am Kahlenberge im Jahre

1618 entdeckt haben sollen, scheint keine reichere Ausbeute gegeben zu haben.

Nicht bloß diese beyden, sondern alle höhern Gebirge des Wienerwaldes werden vom Sandstein gebildet. Nur von den niedrigern Hügeln enthalten einige unter Lagen von Dammerde und grünlich grauem Töpferthon eine weiße Erde, zerreiblich und schlüpfrig wie Thon, aber mit allen Eigenschaften der Kreide, und endlich ein Lager von Mergelsandstein.

Auf dem Kahlenberge insbesondre fand man bey Grabung eines Brunnens braungrauen Mergelschiefer mit zierlichen schwarzen Dendriten. Zwey dieser Stücke befinden sich in der k. k. Sammlung zu Wien und auf einem derselben sieht man einen versteinerten Pflanzenstengel. Außer dem Hauptbestandtheile des Berges, nämlich dem Mergelschiefer, entdeckt man auch auf ihm gemeinen weißblätterigten Kalkspath, rothbraunen und grauen dichten Kalkstein, Sandstein mit erhoben sich kreuzenden, weißen Linien auf der O-

berfläche und häufige Petrefakten. Hie und da sieht man den Kalkstein mit pyramidalen Eindrücken, oder rhombenförmig auf Kalksandstein sitzen. Am Fuße des Berges findet sich auch nahe bey dem herabfließenden Bache eisenhaltiges Braunsteinerz.

In den Buchenwäldern des Kahlenberges überrascht der Anblick einer üppigen Vegetazion. Nicht bloß die unserm Himmelsstriche gewöhnlich eigenen Pflanzen, auch Gewächse südlicher Länder findet man hier. Pimpernüße rauschen neben der vaterländischen Eiche, der glänzende Flitterbaum ergötzt am westlichen Abhang das Auge und allenthalben streuet Flora ihre Blumenkränze aus. So findet auch der Botaniker hier seinen Antheil, indeß der Freund vaterländischer Geschichte ferner Tage gedenkend auf seinen Höhen verweilt.

Es war im Jahre 1628, als Kaiser Ferdinand II. hier ein Kalmaldulenserkloster stiftete. Die Kirche ward dem heiligen Joseph geweihet und der Berg erhielt von ihr seinen ehemaligen

Namen. Die fromme Gemahlin des Kaisers, Eleonore, baute die Einsiedeleyen und Ferdinands Sohn, Erzherzog Leopold Wilhelm, ein prächtiges Refectorium für die Mönche. Dieß besagen die Inschriften.

Deo Maximo Aeterno
Eleonora Gonzaga, Ferdinandi
Secundi semper Augusti Augusta.
ↃCIↃCIↃCXXXII.

Und:

Leopoldus Wilhelmus Archid. Aust.
Ferdin. II. Caes. Filius Ferd. III. Frater
Pius in Eremitas Camuldulenses.
A. D. CIↃIↃCXXXIX.

Ueber dem Eingange der Ringmauer zeigt sich das Wappen des ehemaligen Klosters und die Aufschrift:

Sit nomen Domini benedictum.

Im Jahre 1683 zerstörten zwar die Türken diese Anlage, während der Belagerung Wiens; bald darauf aber stellte sie Leopold I. wieder her.

Eine lange Reihe von Jahren blieb also dieß schöne Gebirge der Aufenthalt schwermüthiger Mönche, welche ihre Regel zu ewigem Stillschweigen, zur Flucht jedes weltlichen Umgangs verpflichtete. Memento mori! Dieß waren die einzigen Worte, welche hier ertönten. Bedurft' es wohl dieser Erinnerung an den Tod, da ihr ganzes Leben ihm schon so ähnlich war?

Doch nein! So ganz entschieden ist diese Aehnlichkeit noch nicht. Sie kannten und genoßen manche Freude des Lebens; sie speiseten trefflich, sie bauten ruhig ihre Gärtchen, und jeder hatte für müßige Stunden irgend eine bestimmte, selbst gewählte Arbeit. Wie viel Tausende, die Begierde nach Glanz oder Thaten in ein Labyrinth von Kämpfen und Gefahren stürzt, erringen ihr ganzes Leben hindurch nicht, was diese genügsamen Brüder hier in stiller Einsamkeit fanden! Hatten sie auch mit unter Langeweile, je nu, die Gewohnheit da zu seyn, welche stets, zwar mit denselben Genüßen, aber doch ohne Leiden wieder kehrte, entschädigte sie dafür. Waren sie

auch

auch dem Vaterland' unnütz — ach, wie Manchen, der Kraft und Willen, ihm zu nützen besäße, zwingt nicht ein minder erträgliches Loos, ungenützt und ungekannt, wie sie, vom Schauplatze zu treten!

Joseph II. hob im Jahre 1781 dieß Kloster auf und der Religionsfond verkaufte den Berg. Die Seelsorge fiel dem Stifte Klosterneuburg anheim, die Zellen der Mönche wurden in niedliche, zum Theil schöne Privathäuser verwandelt. Darunter zeichnen sich jene des Fürsten de Ligne aus. Man findet darin ein Theater, ein Bad, ein bel oeil aus einem artigen gläsernen Pavillon, und noch vieles, was den Geschmack des Besitzers verräth.

Die Zahl der Häuser, welche sich rings um die Kirche reihen und dermalen ein eigenes Dorf mit einer Volkszahl von etwa 80 Menschen bilden, beläuft sich auf 27. Unter ihnen ist das neue Casino, welches die ehemaligen Hof- und Kaiserzimmer enthält, das bedeutendste. Mehrere,

zum Theile sehr hübsche Zimmer, zwey große Säle mit einem Orchester, ein Billard, ein Garten, kurz was zu einem Gasthofe nur immer gehört, treffliche Bedienung für mäßige Preise, die Lage selbst — Alles dieß vereiniget sich, es jedem Fremden zu empfehlen. Die übrigen Häuser sind meist unbedeutend. Ein Hr. v. Jernaud kaufte mehrere davon sammt den wüsten Grundstücken zusammen und hatte hier sonst eine beträchtliche Wirthschaft. Grundherrschaft des Dorfes ist die Frau von Traunwieser.

Die Kirche hat einen eigenen Pfarrer, bietet aber weder von Außen noch von Innen etwas Interessantes dar. Nur der Brunnen zwischen ihr und dem Casino ist durch seine Tiefe und das herrliche Wasser merkwürdig.

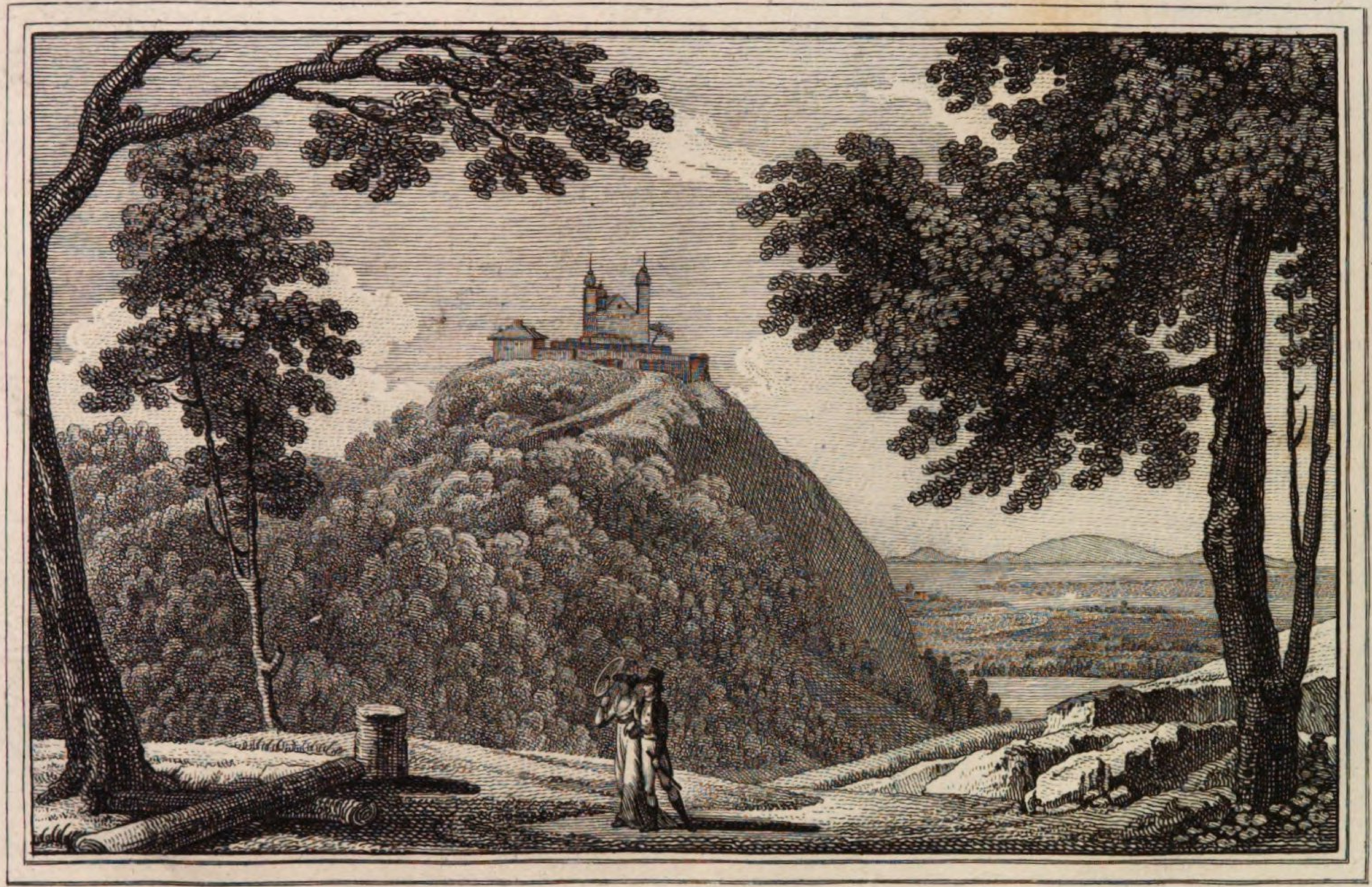
Ungleich mehr als die Reste des Kalmaldulenserklosters ziehen die wechselnden Aussichten des Berges an. Ueber den Rücken desselben läuft ein Fahrweg durch Walddunkel und lichte Parthien bis an den Gipfel hin, welchen die

Kirche mit ihren Umgebungen krönt. In reizender Fülle drängt bald der weinreiche Bisamberg, bald die Hauptstadt, bald die Donau mit ihren Brücken und Auen, bald eine weite Ebene voll großen thätigen Lebens, bald ein stilles Thal mit buschumflorten Hütten sich hervor. Herrlich thürmen sich in grauer Ferne die Karpathen und dämmern durch die lichten Punkte des Hains. In der Nähe verschwinden Rebenhügel und grüne Wiesen von Bäumen begrenzt. So irrt man beschäftigt durch die verschlungenen Gänge dieses Naturgartens hin; und weicht man hie und da vom Wege ab, so locken freundliche Dryaden in hellgrüne Tempel den Fuß, wo ein buntes Gerege von Thieren in Aufruhr geräth.

Von der Nordseite des Berges zeigt sich die Stadt Klosterneuburg, die Donau und die prächtige Ebene jenseits, wo einst Rudolph den ländersüchtigen Ottokar schlug, und jetzt blühende Städte und Märkte und Dörfer ein Diadem für des schönsten Gottes, des Friedens Schläfe winden. Mit Entzücken schaut man von der

Höhe des Weinlandes über den Fluß, der beyde trennet, in das reiche Getraideland hin und freut sich des Segens, der die vaterländische Erde schwellt.

Kehrt man aus den Waldgängen ins Dorf zurück und gedenkt der ehemaligen Bestimmung dieser Gebäude, so erhebet der erfreuliche Contrast das Gemüth. Wo sonst Schwermuth und Unthätigkeit, Gram und Langeweile dem Laufe der Zeit ein träges Stillstehen gebot, gibt nun Frohsinn und Betriebsamkeit, Lebenslust und rege Freude ihr die geraubten Flügel wieder. Die Menge der Städter, welche sich hier an schönen Tagen versammeln, die gesunde Luft, der Wohlstand des Ortes, das fröhliche Gedeihen im Feld und Garten schafft den Wohnsitz frommer Abgeschiedenheit in einen Aufenthalt heiterer Jugend um. Gerne genießet man mit den Fröhlichen und das trübe Bild der Vergangenheit gibt der Gegenwart noch höhern Reiz.



J: Blaschke sc.

Der Leopoldsberg.

Der Leopoldsberg.

Vom Kahlenberge führt ein angenehmer Weg in nordöstlicher Richtung auf den Leopoldsberg. Lachende Wiesen und die reizendsten Waldpartien mit Aussichten und Laubengängen machen den Wandrer glauben, er sey in der Mitte eines englischen Gartens. So kömmt er zu einem halbverfallenen Thore. Niedere Ringmauern, von der Macht der Zeit gewaltig erschüttert, umgeben einen weiten, großen Hof, der hie und da steinigt, hie und da mit Moos und Grase bewachsen ist. Im Hintergrunde des verödeten Raumes erhebt sich mit mahlerischem Effekt eine Kirche. Ueber dem Eingange derselben steht folgende Inschrift:

Haec ecclesia S. Leopoldi Austriæ Marchionis et Patroni honoribus sacra. Ejusdem olim Principi Aulæ contigua, tum et iniquitate temporum et Turcarum impietate diruta, munifica dein pietate Leopoldi I. et Caroli VI. patris et filii Imp. restaurata et amplificata. M.DCCXXX. Per Ioan. ab Yreudick com. sacr. largit.

Es ist bloße Vermuthung, wenn man behauptet, daß auf diesem Berge schon die Römer eine Veste gebaut und späterhin das Burgum des heiligen Severin hier gestanden haben soll. Die Meinung, daß die Könige der Hunnen und Gothen abwechselnd ihren Sitz hier gehabt haben, stützt sich ebenfalls auf keine Beweise. Auch kümmern uns die eitlen Sagen nicht; denn diese Völker waren unserm Stamme fremd. Daß aber im zwölften Jahrhunderte, als Oesterreich noch eine Grenzmark gegen Ungarn und dem fränkischen Hause der Babenberger die Vertheidigung derselben anvertraut war, einer dieser Helden sich von Tulln, wo er sonst residirte, nach Neuburg unten an der Donau begab und hier auf dem Berge sich ein Lustschloß baute, das liegt unsrer Theilnahme näher. Ein doppelter Sieg, den dieser Markgraf, Leopold der Heilige, über die Ungarn im Jahre 1114 erfocht, gab dem Lande Sicherheit und erlaubte ihm selbst, mit Muße diesen Bau zu vollenden. Man weiß zwar nicht genau, ob er sie nach damaligen Begriffen befestigen ließ, man kann es aber vermu-

then; weil die Grenze von Ungarn so nahe und die Befestigung jedes Schlosses in den damaligen Zeiten eben so nothwendig als gewöhnlich war.

Leopold hielt sich gerne und oft in diesem Schlosse auf, daß er es aber zur gewöhnlichen Residenz wählte, wird nur durch den Umstand wahrscheinlich, weil er hier im Jahre 1136 starb. Er hatte die Burg nach dem Geschmacke seines Zeitalters verschönert und in den umliegenden Wäldern seine Jagdlust weidlich befriedigt.

Die Meinungen über ihre spätern Schicksale sind heut zu Tage so verschieden, daß ihre völlige Berichtigung beynahe unmöglich ist. Die Einen wenden alles, was von der Pracht, der Festigkeit und selbst von den erlittenen Drangsalen desselben erzählt wird, auf den sogenannten Fürstenhof in Klosterneuburg an, und können zwar ihre Behauptung mit Gründen unterstützen, aber nicht bis zur Ueberzeugung darthun. Man wird ihnen zugeben, daß das Angeführte auch auf den Fürstenhof angewendet werden könne;

aber ihre Gründe werden die Möglichkeit nicht entkräften, daß auch die Burg auf dem Leopoldsberge auf gleiche Billigkeit Ansprüche habe. Wir wollen also, weil eine historische Untersuchung für diese Blätter nicht schicklich ist, einen kleinen Abriß von der Geschichte der Burg nach einer Ansicht geben, welche die beyden hervorstechenden Meinungen so ziemlich vereinigt.

Leopolds Nachfolger hatten zwar in diesem Schloße nicht ihre beständige Residenz aufgeschlagen, aber sie besuchten es öfters und die verwittweten Markgräfinnen und Herzoginnen wohnten gewöhnlich hier. Diesem Umstande hatte es seine allmähliche Verschönerung zu danken; es behauptete unter den damaligen Herrlichkeiten der Welt einen ausgezeichneten Rang.

König Ottokar von Böhmen, einige Fürsten aus habsburgischem Stamme und früher schon Markgraf Herrmann von Baaden, der Gemahl Gertrudens, einer Tochter H. Heinrichs des Grausamen von Oesterreich, residirten abwechselnd

in dem Schlosse. Beweises genug, daß es nichts weniger als unbedeutend und selbst in militärischer Hinsicht von einiger Wichtigkeit war. Erst nach zwey Jahrhunderten, als Herzog Albert III. die Statuen aus demselben nach Laxenburg bringen ließ, gerieth es in Verfall und blieb unbewohnt.

Die Beschreibung, welche ein österreichischer Geschichtschreiber (Haselbach apud Hieron. Petz T. II.) von dieser Burg uns aufbewahrt hat, enthält Züge, die uns einen hohen Begriff von ihr beybringen. „Kallenberg, sagte er, war ein Schloß von trefflicher Lage und Bauart, auf dem Gipfel des erwähnten Berges, von Natur und Kunst gleich begünstigt, mit königlicher Prachtliebe aufgeführt, rings um mit Thürmen, sehr festen Mauern und Werkern umgeben. In den Hallen prangten marmorne Bildsäulen, deren Glanz und Schönheit im Schloße zu Lachsenburg, wohin man sie seither gebracht hat, noch heut zu Tage bewundert wird. Aber diese Burg war beynahe fünfzig Jahre unbewohnt;

daher sind die Gebäude in Schutt zerfallen und nur einzelne Pfeiler und Wände stehen geblieben, bis der römische König Albert II. um dem Patron der dortigen Kapelle, dem heiligen Märtyrer Georg, seine Verehrung zu bezeigen, das Schloß wieder herstellte und dem N. Graßer, einem sehr wohl um ihn verdienten Manne, die Aufsicht über dasselbe anvertraute, der auch diesem Amte mehrere Jahre klaglos vorstand."

Während dieser Zeit stieg es wieder zu seinem alten Glanze empor, bis es in dem Bürgerkriege zwischen Albert VI. und Kaiser Friederich IV. im Jahre 1462 erobert und verwüstet wurde. Friedrich blieb in der Fehde Sieger und ließ es bald darauf wieder herstellen. In dieser neuen Gestalt fiel es in die Hände des Königs von Ungarn, Mathias Corvinus, der es so glücklich verstand, Kraft und Glanz aus der ruhmlosen Ohnmacht seiner Zeitgenossen zu pressen.

Mathias ließ die Burg der Folgezeit öde zurück; ihre gänzliche Zertrümmerung aber war

erst ein Werk des folgenden Jahrhunderts. In zahlloser Menge wälzten sich die Türken im Jahre 1529 vor die Mauern Wiens, die Vorstädte wurden in Brand gesteckt, die Burg auf dem Kahlenberg geschleift, das Beneficium des H. Georg auf die Burgkapelle übertragen. Die Barbaren verließen Oesterreich wieder, aber das alte Schloß der Babenberger blieb eine vergessene Ruine.

In diesem Zustande lag es bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Damals verheerte die Pest Leopolds I. Hauptstadt. Sie erregte in dem frommen Kaiser den Wunsch, dem H. Leopold hier eine Kapelle zu bauen, um durch dieses Söhnungsmittel die Seuche von seinem Volke abzuwenden. Schon war der Grundstein zur Kapelle gelegt, ehe aber noch der Bau vollendet werden konnte, rückten Solymans Schaaren unter dem allmächtigen Vezier Kara Mustapha siegreich durch Ungarn nach Oesterreich vor und belagerten Wien. Leopold mußte fliehen; kaum war er in Korneuburg angekommen,

als die Tartaren, welche gleich einem brennenden Mantel das türkische Heer umgaben, am jenseitigen Ufer der Donau erschienen. Mit genauer Noth entkam der Kaiser nach Linz.

Es ist sehr sonderbar, daß die Türken den Leopoldsberg nicht besetzten; sie selbst erleichterten hierdurch dem christlichen Heere die Befreyung der Hauptstadt. Während ein Kugelregen die Belagerten ängstigte, Rudiger von Starhemberg mit seinem Heldenhäuflein Wiens Mauern muthig vertheidigte, Ströme von Barbaren das umliegende Land verheerten, allenthalben Flammen aufloderten und keine Rettung mehr möglich schien, sammelte sich langsam, gleich einem Ungewitter, das christliche Heer. Johann Sobiesky, König der Pohlen, der tapfre und einsichtsvolle Herzog von Lothringen, die Kurfürsten von Bayern und Sachsen, die Fürsten von Waldeck, Hollstein, Würtemberg, Hannover, Helden aus allen Ländern der Christenheit lenkten seine Bewegungen. Es drang unaufhaltsam bis an den Wienerwald vor. Am 11ten Sep-

tember 1683 lief die Nachricht ein, der Leopoldsberg sey vom Feinde noch nicht besetzt; die Sachsen auf dem linken Flügel erstiegen ihn unter Anführung des Generals Caprara und schloßen sich an die Armee an. Sie rückte nun über die Berge so geordnet herab, daß das Centrum, aus Reichstruppen und Bayern bestehend, über den Kahlenberg, der linke Flügel, Kaiserliche und Sachsen bildeten ihn, über den Leopoldsberg kam, der rechte Flügel aber, wo die Pohlen unter ihrem Könige standen, über Dornbach aus dem Wienerwalde hervorbrach. Mit ächter orientalischer Indolenz waren die Moslims ruhig am Fuße des Berges stehen geblieben. Erst dann, als die Christen mit der Morgendämmerung die Höhen herab zogen, suchten die Türken sie zu umgehen. Aber die Dragoner stiegen vom Pferde, muthig begegneten sie, vereinigt mit dem Fußvolke, dem Angriff, Tod krachte aus den klug vertheilten Kanonen auf die Barbaren, sie flohen bestürzt und es ward in den Ruinen der alten Burg zu jenem Siege der Grund gelegt, der die Hauptstadt rettete, der den ersten Stoß

zum Verfalle der türkischen Hoheit gab. Dieß war die letzte Schlacht, wo Deutschlands Helden in ungetheiltem Bunde fochten.

In den traurigen Trümmern des verlassenen Schlosses, aus welchem, als ständen die alten Heroen auf, die es einst bewohnten, Sieg und Heil über Oesterreich gekommen war, nisteten nun Zigeuner und Landläufer aller Art. Leopold suchte wohl sein Gelübde zu lösen und nun zum Zeichen seiner Dankbarkeit für die Rettung der Monarchie die Kapelle zu bauen, aber der Tod überraschte ihn. Da wählte sich Ignatz Albin Graf v. Seiz, Domherr zu St. Stephan, das alte Schloß zum Aufenthalte und beschloß, es von seinen Bewohnern zu reinigen. Kaiser Joseph I. verlieh ihm eine Rente von 300 Reichsthalern und bald war sein Zweck erreicht, das Schloß gereinigt, die Kapelle wieder hergestellt und mit einem Beneficium dotirt.

Allein Karl VI., welcher durch die großen Werke der Architektur sich verewigt hat, die

seine Liebe zu dieser Kunst in unserm Vaterlande hervorrief, ließ auch das Schloß auf dem Leopoldsberge von dem Architekten Beluzzi und zwölf Jahre später an die Stelle der alten Kapelle die jetzige schöne Kirche erbauen. Fünf Altäre mit nicht gemeinen Schildereyen von Leroy und Jansens zieren ihre Seitenwände; zwey Thürme erheben sich auf ihrem Giebel und eine allmählig einstürzende Ringmauer trennt sie vom Walde.

Unter Joseph II. ward dieses Beneficium aufgehoben und mit dem Religionsfond vereinigt; das Stift Klosterneuburg gelangte zum Besitze des Berges, die Kirche wurde gesperrt und der Fürst de Ligne miethete und verschönerte das Gebäude, welches ehemals die Priester bewohnten. Er ward gleichsam der zweyte Schöpfer dieser schönen Höhe. Auf sein Geheiß wurde der Weg, der im Zickzack vom Donauufer bis an den Gipfel führt, gebahnt und gelüftet; Ruhebänke entstanden; Geländer sicherten den Pfad, wo er steiler wurde; Durchsichten trugen mitten in das Gestrüppe lachende Gemählde

zum Auge. Bald ward auch für den ermüdeten Wanderer gesorgt. Wer da wollte, konnte bey einem Traiteur sich wieder gütlich thun, und über dem Staube der Ritterwelt jauchzte das wilde Völkchen in seliger Unbefangenheit, von keinem Einfalle frecher Barbaren bedroht.

Vor einigen Jahren ward die Kirche wieder renovirt und eingeweiht, der Traiteur abgeschafft und nur am Georgstage, wo hier die Kirchweihe gefeyert wird, tummeln sich noch Frohsinn und Lebenslust in dem Waldgehege des Berges herum.

Das Gebäude des Fürsten de Ligne ist von außen nichts mehr, als ein gewöhnliches Wohnhaus; das Innere hat jedoch der Geschmack mit allem ausgeschmückt, was reizend und lieblich ist. Die Außenwände des Hauses enthalten mehrere Aufschriften. So steht auf der Ostseite desselben die auf den Namen des Fürsten anspielende Devise:

Quo res cunque cadunt, semper stat linea recta.

Auf

So lieset man auf der Seite gegen den Donaustrom folgende sinnreiche Zusammenstellung der Schicksale und Vorzüge dieses Berges:

Margraves, Polonais, Turcs et Saints, tour à tour
Rendirent autrefois célebre ce séjour,
C'est à présent celui de la Philosophie,
Du calme de l'esprit, du bonheur de la vie.
Notre ame s'aggrandit par des grands souvenirs
Mais la meilleure histoire est celui de plaisirs.
Sans remords, sans regrets, sans crainte et sans envie
La nature se montre en son bel appareil
Et l'on se croit ici favori du soleil.

Noch bemerkt man die Horazischen, des Prinzen Leben bezeichnenden Verse auf der Vorderseite:

Sit meae sedes utinam senectae
Sit modus Lasso maris et viarum
Militiaeque.

Und die Worte:

Château de mon refuge,

deuten den Charakter dieses reizenden Aufenthalts an.

In dem Gebäude neben jenem des Fürsten wohnt dermalen nur noch ein Förster und ein Kellner. Zur Sommerszeit kann man wohl auch daselbst auf ein Mittagsmahl rechnen. Gewöhnlich wird aber der Leopoldsberg seltener und meistens nur von einzelnen Spaziergängern besucht; statt der herrlichen Burg des Mittelalters findet man nur den verödeten Vorhof.

Wir standen trauernd, von keinem Auge gesehen, auf dem bemooseten Gestein. In der Ferne besserten einige Arbeiter die eingesunkene Mauer aus; tiefe Stille lag rund umher. Wir sehnten uns ins Freye; denn mit Unmuth sieht der Mensch sich eingeschlossen, wenn auf seiner Seele die Schwermuth lastet. Im Freyen wird ihm wieder wohl, und die zügellos stürmende Luft entführt auf ihren Wellen jeden trüben Gedanken.

So traten wir denn von den heiligen Resten der Vergangenheit auf den herrlichen Gipfel des Berges.

Wer dem großen fortschreitenden Gemälde der Geschichte mit Enthusiasmus huldigt, den Gesammteindruck des ungeheuren Ganzen treu im Innern aufbewahrend, an den einzelnen Partieen gerne das Auge weidet, und am liebsten die Scenen sich wiederhohlt, die auf der Heimath nährendem Boden spielten, den wird dieses Gebirge nicht weniger anziehend beschäftigen, als den Freund der stilleren Betrachtung, der aus zahllosen Gestaltungen der Vegetation sich die erfreuliche Idee eines unermeßlichen Reiches bildet, in welchem das friedliche Volk der Pflanzen sein Schattenleben verträumt. Denn nicht bloß Dornenstauden und Gestrüppe und wilde Rosen schmücken die Wände des Leopoldsberges; auch hier blühen Pflanzen des südlichen Himmels zwischen den vaterländischen Bäumen, als hätte die Kunst sie sorgsam gepflegt. Neben der Erdmispel schwillt in duftenden Thürmen der kretische Diptam, es

rauschen Buchengewölbe über der schönen Quelle, die den Wandrer ergötzt und erquickt, und im dichten Grase flechten tausend Blumen den bescheidenen Kranz. Noch lieblicher aber sind die Genüße, welche den harmlosen Pilger überraschen, der ohne einen andern Zweck, als Erhebung der Seele, Erheiterung des Gemüthes diesen merkwürdigen Berg besucht. Ihm gewähren die Aussichten vom Gipfel herab ein Schauspiel, einzig in seiner Art; aber die stets bewegte Seele kann es nicht mit einem Mahle in sich aufnehmen. Jede Tageszeit verändert die Scene, und man rühme sich nicht, das Schauspiel gesehen zu haben, wenn man es nicht in jeder Gestalt sah.

Purpurn flammt der Osten; die dunkle Bläue des Himmels kläret sich auf, und leichte Nebel schweben über Thal und Strom. Da steigt feyerlich hinter der glühenden Donau des Tages Königin empor, aus ihrem Lichtmeere tritt Leben und Schönheit ans Land. Ueber den Pappelninseln der Donau gleitet das Auge zu den Rebenhöhen des Bisamberges hin, verweilet hie und da

von ihren Silberflechten umschlungen und streiset jenseits über Dörfer und Märkte mit ihrem Ackerland und ihren Schlössern und Hainen. Gesättigt wendet es sich zur Rechten. Da schwebet Wien mit seinen schimmernden Häusergruppen am Ufer der vielarmigten Donau ihm entgegen. Auf den fernen Brücken rollen die Wägen hin, Staubwolken erheben sich von den Straßen. Die Brigittenau, der Prater, die Leopoldstadt und nun der Stephansdom, die Burg, die Karlskirche, das Belvedere, — tausend Werke der Pracht und der Wohlthätigkeit geben dem Umriße Haltung und Plan. Dann wühlet der Blick in der herrlichen Ebene, die an die Hauptstadt sich schließt; die Gloriette leuchtet aus dem Gartendunkel Schönbrunns; diese breite Allee, sie führt zu Laxenburgs Herrlichkeiten; dort die Mauer, sie schließt den Thiergarten ein. Mit süßer Rückerinnerung zählt man die Lustschlößer, die Gärten alle, wo man empfunden, genossen hat. Hinter jenen Bergen verbirgt sich das reizende Baden, das romantische Mödling; man ruft sich Hadersdorf und Mauerbach zurück; man verweilt auf Cobenzls freund=

lichem Park und des Fürsten von Lichtenstein heiterm Krapfenwäldchen. Endlich irrt man die Waldwände des fernen Gebirges hinauf, und zählet Hügel an Hügel.

Je höher die Sonne steigt, desto umfassender wird die Aussicht. Im Mittagsglanze sieht man gegen Nordosten bis an die Karpathen, und ihre Halbbrüder in Mähren und Niederungarn. Ein großer Theil Oesterreichs stellt sich dem Auge dar, im Hintergrunde Preßburg und Haimburg, die Grenzstadt gegen Ungarn. Gegen Süden thürmen sich waldigte Hügel auf und bilden ein kühnes Gewölbe bis an den Schneeberg. Eine Reihe von Alpen kettet diesen mit den steyermärkischen Bergen zusammen, und tief am südwestlichen Rande des Gemähldes dämmert weißlicht-schimmernd der Gipfel des Hallstädter Gletschers. So überfliegt das Auge mit einem Blicke das ganze Erzherzogthum Niederösterreich.

Eine der interessantesten Partieen dieses unermeßlichen Panorama's ist die Ebene, auf

welcher Wien sich erhebt. Sie wird nordwestlich von den Weinhügeln bey Nußdorf, Döbling und der Türkenschanze, dann von den Höhen bey Pötzelsdorf, Dornbach, Ottakring, St. Veit, Mauer, Rodaun, Berchtoldsdorf, Mödling, Gumpoldskirchen, Baaden und Pottenstein begrenzt. Sie läuft sodann an den Vorhügeln der sogenannten Wand bis an den Schneeberg, gegen Reichenau und sofort an den Bergen bey Stupach, Glocknitz, Sevenstein, Pitten, Frohstorf und Katzelsdorf hin. Dort breitet sie sich über die Leytha, welche Ungarn von Oesterreich scheidet, und dehnet sich aus bis an die ungarischen Gebirge, die bey Hof, Mannersdorf und Sumerein, Oesterreichs Boden wieder berührend, über Rohrau und Haimburg gegen Preßburg sich erstrecken. Von dieser Stadt gleitet die Ebene über die Donau bis an die nördlichen Gebirge bey Langenzersdorf und wieder bis ans Ufer der Donau, so, daß sie jenseits derselben einen grossen Theil des Viertels unter dem Manhartsberge ausfüllt. Man denke sich aber diese Ebene nicht als ganz flach, sondern vielmehr als einen gros-

sen, nun ausgetrockneten See, dessen Tiefen und Untiefen nach Ablauf des Wassers bemerkbar wurden. Wahrscheinlich war diese ganze, zwischen den aufgezählten Gebirgen eingeschlossene Ebene in den Tagen der nicht historischen Vorzeit mit Gewässer bedeckt. Damals ist sie aber vermuthlich tiefer gewesen, bis wiederhohlte Ueberschwemmungen sie allmählig erhöhten. Der verstorbene Rath Stütz gründet diese Behauptung auf die Eigenschaften des Bodens dieser Ebene. Unter der Dammerde desselben befindet sich oft mehrere Klafter tiefer Grus oder Schotter, der aus unzähligen, stumpfeckigen, oder ganz abgerundeten Bruchstücken von Kalkstein, Kalk oder Mergelschiefer besteht. Unter ihm liegt in horizontalen Schichten grünlich grauer Töpferthon, dann abermals Schotter.

Noch eine größere Merkwürdigkeit dieser Ebene ist, daß man nach Durchgrabung der Grus- und Thonschichten auf erhärtete Kalk- und Sandmergel-Lagen stößt, aus welchen vielleicht jener Schotter entstand. Schlägt man diese Mer-

gellagen durch, so bricht den Brunnengräbern solch eine Menge Wassers entgegen, daß sie nur mit großer Geschicklichkeit sich zu retten im Stande sind. Popowich glaubte daher, daß unter jenen weitgedehnten Flächen sich ein ungeheures Wasserbecken befinde, welches von der erwähnten Schieferlage, wie mit einem Gewölbe bedeckt sey. Stütz aber entkräftete diese Meinung, welche dem Lebensgenuße ihrer Bewohner so furchtbar wäre. Er beweiset, daß man bey Durchgrabung der Schotter- und Thonlagen tiefer komme, als die Oberfläche des Meeres liegt, daß aber nach Erfahrung der Bergleute allenthalben in den Schachten, wenn man den Punkt der Meereshöhe erreicht, das Gewässer schnell hervordringe, und in größerer Tiefe gar nicht mehr gewaltiget werden könne. Gewiß sind ihm die Einwohner Wiens und seiner Umgebungen für einen Beweis sehr verbunden, der ihrem Hange zur Freude dieses lähmende Schreckbild aus dem Wege räumt.

Allmählig wird der Gesichtskreis beschränkter, die Sonne nähert sich der andern Hemisphä-

re; purpurner glüht das Gewölk, unzählbare Ströme von Licht bemahlen die Decke des Himmels und glänzen aus dem majestätisch hingleitenden Strome wieder. Sie ist hinab gesunken. Die Kühe kehren zurück von der Weide, melancholisch hallt des Hirten Horn von den Bergen zurück, stiller wirds in Laub und Gras und kühner umfasset die Luft mit ihren Armen den Baum. Das Gewölke verschwimmt, die Sterne leuchten, es duftet lieblicher vom Thal herauf. Da betritt glühend, wie vom Sonnenabschied, der Vollmond die Bahn, heller blinken des Flusses Arme aus dem dunkeln Grün, ein leises, heimliches Leben strömt über die Landschaft sich aus. Das Auge kann weniger umfassen, aber dieß Wenige ist so schön; nur Ahnungen des Gesehenen dämmern mit den Bergen am Rahmen des zart hingehauchten Bildes; mit Wohlgefallen und mit zarter Freude taucht die Seele sich in die lichte Glorie der Umgebung. Sie hat das Gepräge heitern, großen Lebens voll Thätigkeit und Thatkraft mit dem Charakter des süßesten Traumes aus einer idealischen Welt vertauscht. Geisterstimmen lispeln, wo das bunte, regellose

Treiben Millionen Einzelner sich zum herrlichen Ganzen ordnete. Flöten sollten tönen, wo vorhin die Orgel pomphaft ihre Hymnen mit der vollen Kapelle rauschen ließ.

Weniger schön, aber doch merkwürdig durch den Kontrast mit der vorigen Aussicht ist jene auf das Städtchen Klosterneuburg. Melancholisch ziehen unfreundliche Hügel in mildernder Mischung mit dunklem Waldgebirge sich hin; die Donau strömt langsam unter ihren Inseln fort, das unvollendete Stift fällt herrlich ins Auge. Demüthig schließt das Städtchen sich daran.

Jenseits des Isters breitet eine fruchtbare Fläche mit seltnen Rebenhügeln sich hin. Torstensohn durchzog sie einst mit seinen tapfern Schweden, nach dem Ruhme lüstern, der Eroberer von Ferdinands Hauptstadt zu seyn. Aber der Stolz des Helden ward beschämt; schon das kleine Korneuburg am Donauufer hielt seinen Siegesflug eine Zeitlang auf, Erzherzog Leopold Wilhelm drückte mächtig gegen ihn und er kehrte nach grossem Ver-

luste krank und mit Unmuth in der Seele zurück. Das Schloß Kreutzenstein, dessen Ruinen von der waldichten Anhöhe jenseits des Isters so schön im Abendroth' erglühen, ist noch ein trauriges Denkmahl seiner Verheerungen.

Vom Gipfel des Leopoldsberges führet im Zickzack ein steiler Weg, hie und da mit Stufen, Ruhebänken und Geländern versehen, durch romantisches Buschwerk zum Fuße hinab. Mit jedem Schritte abwärts verliert die Aussicht an Umfang. Jetzt versinkt die Residenz in Wolken von Staub und die Spitze des Stephansthurms ragt nur noch hervor. Des Nußberges breiter Rücken deckt wie ein Vorhang das üppige Gemälde; nur die Donau mit ihren Silberbahnen und hie und da Korn und Weinland zeigt sich dem Blicke.

Siehe! da steiget eine glänzende Kuppel uns entgegen. Schneller eilt man den Pfad hinab und hat einen zierlichen Tempel erreicht, dessen metallbekleidete Kuppel auf sechs dorischen Säulen ruht.

Er lehnt sich an die Felsenwand mit der Oeffnung gegen die Donau; einfaches Gemäuer bildet im Hintergrunde einen Sitz der Ruhe, über welchem hoch oben am Plafond die Aufschrift stehet:

Optimis Vindobonensibus
Carolus Princeps de Ligne.

Hat man diese Worte gelesen, so zürnet man um so mehr auf die albernen Menschen, welche nicht allein die Säulen des Tempels, sondern sogar den Plafond unverschämt genug mit ihren ruhmlosen Nahmen beklekśten. Was muß das für eine Seele seyn, die mitten in dieser erhabenen Freye, von so Vielem umgeben, was zum feinsten Genuße ladet, den lächerlichen Kitzel fühlen kann, mit Bleystift oder Kohle ihre Wenigkeit unsterblich zu machen!

Wir dankten im Nahmen unserer Landesleute dem edlen Fürsten für diesen Beweis seiner Zuneigung und ruhten von unseren Anstrengungen im Tempel aus. Dann legten wir,

hie und da an der reizenden Umsicht verweilend, die noch übrige Strecke bis zum Fuße desto schneller zurück. Die ganze Höhe des Leopoldsberges beläuft sich auf 140 Klafter.

Demjenigen, was bereits oben in geologischer und mineralogischer Hinsicht vom Kahlengebirge überhaupt bemerkt worden ist, wollen wir zum Schluße noch hinzufügen, daß man unter dem Mergelgeschiebe und Mauerschutte am nordwestlichen Abhange des Leopoldsberges, auf eine für diese friedliche Höhe sehr auffallende Erscheinung stößt. Man findet nähmlich in dem Graben, über welchen die Brücke ins Schloß führt, Lava, aber keine vulkanische, sondern eine historische Lava. Sie entstand zu den Zeiten, als die alte Burg zerstört und den Flammen Preis gegeben wurde, aus den zerschmolzenen Ziegeln und Kalksteinen. Noch verdient eine andere auffallende Erscheinung an diesem Gebirge bemerkt zu werden; man findet nähmlich an demselben, obgleich es offenbar aufgeschwemmt ist, doch alles Gestein noch eckig und scharf, kein Gerölle, sondern nur Bruchstücke.

Am Fusse des Kahlengebirges läuft eine bey Regenwetter etwas unwegsame Fahrstrasse längs des Donauufers nach Klosterneuburg hin. Eine Stelle dieses Weges, welche gleichsam einen Damm gegen den Ungestüm des Stromes bildet und durch ihre Erhöhung auffallend ist, entstand nach und nach aus den Schutthaufen, welche man zufällig hier ableerte. Geländer sichern rechts den Wanderer vor einem Sturz in die Donau, welcher noch mehr für Fahrende des Nachts wirklich zu besorgen wäre. Die Aussicht über die grünlich schimmernde Donau und ihre schönen von Weiden und Pappeln strotzenden Auen, manch' vorbey fliegendes Schiff mit Waaren aller Art beladen, auch viele langsamer stromaufwärts gehende Fahrzeuge geben der Betrachtung Stoff. Ein Heer von Schiffleuten zu Fuß und zu Pferde, im Strom und auf der Strasse konversirt untereinander mit hohlem, unverständlichen Geschrey. Ganze Bauernfamilien kehren mit geleerten Fruchtkörben aus der Stadt zurück und manche artige Bäurin erwähnt eines Wiener Galans, der sie in die Backen gekneipt und dafür das liebe Obst recht theuer

bezahlt hat. Auch Kutschen und Reiter eilen vorüber und hie und da sitzt wohl auch ein Bettler und zählt die spärlichen Gaben.

Die Berge zur Linken sind mit Weingärten geschmückt oder mit verwildertem Gesträuch, höher hinauf mit Bäumen bewachsen; über die Donau scheint sich der Himmel gleich einer Brücke zu wölben, so schließt sie auf beyden Enden den Gesichtskreis. Man beugt von der Strasse rechts in eine kühle Au, welche sehr üppig blüht, da sie gewöhnlich vom Fluß überschwemmt wird. Am Ufer liegen Pontons und andere kleinere Schiffe, um welche Pontoniers beschäftigt sind.

Endlich entdeckt man dichte Alleen von alten ungeheuren Linden, die den Duft ihrer Blüthen weithin verbreiten. Unter ihrem Laubdache von süßen Gerüchen ergötzt und umschwirrt von zahllosen Bienen, die bald in den Blüthentrauben hangen, bald um die schwankenden Blätter summen, vollendet man in einigen Minuten den Weg nach der Stadt Klosterneuburg. Dort versicherte

man

man uns, daß diese seltenen Lindenalleen noch grösser wären, wenn Joseph II. nicht mehrere der schönsten Bäume hätte in den Augarten versetzen lassen.

Klosterneuburg.

Wir betraten die Vorstadt und jeder Schritt, der uns weiter führte, schien uns Ruinen näher zu bringen. Nur die Vorstädte tragen das Gepräge ländlicher Einfachheit und stellen sich ungefähr wie Dörfer dar; alles Uebrige mischt zu diesem Gepräge noch den Bleyglanz des Städtischen, scheint aber mehr der Vorzeit anzugehören, als der Gegenwart. Die Thore, die Mauern, der Graben, der sich rings um sie zieht, die Gassen und Gebäude, selbst das, was zu ihrer Verschönerung dient, vorzüglich aber die Unregelmässigkeit der Anlage beweiset beym ersten Anblicke nicht nur, daß Klosterneuburg eine sehr alte Stadt sey, sondern auch daß sie mancherley Schicksale gehabt haben müsse.

Drey Umstände sind es vorzüglich, welche die Eigenthümlichkeit der Einwohner des Städtchens bestimmen, die Nähe der Residenz, die Lage des Stiftes innerhalb seiner Mauern und die Art ihrer Betriebsamkeit, welche sich größtentheils auf Weinbau beschränkt.

Die Nähe der Hauptstadt und der häufige Verkehr mit den geringern Klassen ihrer Einwohner hat auch hieher den Hang zur Schwelgerey und zum Lebensgenuß in gröberem Sinne verpflanzt. Sonderbar sticht mit diesem der Anstrich von Religiosität und stiller Ruhe ab, welchen das Daseyn des Stiftes ihnen aufnöthigt und es frappirt den Beobachter, wenn er vom lärmenden Gelage, wo man die Spässe und witzigen Phrasen der Wiener Unterwelt wiederhohlt, in das unbelebte, traurige Städtchen hinaustritt. Diesen Hang zum Wohlleben und zum spielenden Müssiggange begünstigt noch mehr der Weinbau. Er beschäftigt den Menschen nur eine Zeitlang, manches Jahr ist er nicht so ergiebig, daß er zu dem Zweck, eine Familie zu nähren hinreichte; man muß vor-

gen, man muß selbst eine Zeitlang darben, bis endlich wieder ein seltenes Jahr größere Einkünfte abwirft. Dann muß man Schulden zahlen, dann will man für die vielen, kümmerlich durchlebten Tage sich nach seiner Art recht derb entschädigen. Solch ein Leben ruht auf keiner sichern Basis, verstattet keine ökonomische Berechnung, ist im Innern voll Zwietracht, im Aeusseren vollkommen dem Leben des Leichtsinnigen ähnlich, der durch Taumel seine Sorgen zu tödten sucht. Es wäre also wirklich zu wünschen, daß der Landwirth, der sich vom Weinbau nährt, durch Fleiß und Thätigkeit auch andere Hilfsquellen sich eröffnete, wie es anderwärts zum Theil schon geschieht.

Das Gemählde, welches wir nun von dem gewöhnlichen Erwerbszustande der Klosterneuburger entworfen haben, gilt aber wie natürlich, gar nicht von jedem Einzelnen. Denn man findet in diesem Städtchen fast alle bürgerlichen Gewerbe; man findet Familien, deren Industrie sich einen dauernden Wohlstand zu bereiten gewußt hat;

man findet sogar Oekonomen, welche alle Zweige der Landwirthschaft kultiviren und mit ihren Erzeugnissen keinen unbedeutenden Verkehr treiben. So wohnt hier der durch seine Schriften vortheilhaft bekannte Hr. Leopold Trattinik in einem angenehmen Hause, bey welchem er einen merkwürdigen botanischen Garten angelegt hat. Seine Kenntnisse umfassen vorzüglich das Gebiet der Botanik in einem seltnen Grade, er steht in einer weitläuftigen Korrespondenz mit Gelehrten seines Faches und sucht auf mancherley Weise seinem Vaterlande nützlich zu werden. Er ist Mitglied der physikalischen Gesellschaft in Göttingen. Sein neuestes Werk hat Oesterreichs eßbare Schwämme zum Gegenstande und liefert getreue Abbildungen davon. Auch der Hr. Pfarrer Dögl von St. Martin suchte durch Errichtung einer Industrie-Schule die Thätigkeit seiner Mitbürger zu wecken, aber seine gemeinnützige Absicht ward wegen Mangel an Unterstützung wieder vereitelt.

Bey diesen Umständen kann es nicht sehr befremden, wenn man hört, daß die Klosterneu-

burger ihr Gemüse größtentheils von Wien hohlen, daß sie mit vielen Nothwendigkeiten des Lebens sich von daher versehen müssen. Sie schicken freylich dafür Obst nach der Hauptstadt, aber bey der großen Konkurrenz ist die Bilanz ganz zu ihrem Nachtheil.

Nur dadurch, daß das Städtchen selbst eine beträchtliche Bevölkerung hat; denn es zählt nahe an 500 Häuser und 3090 Einwohner, *) daß ferner seine Lage so gesund, die Sterblichkeit so gering ist, daß ein reiches Stift unwillkührlich auch in ihm den Keim der Betriebsamkeit weckt und befördert, daß die Wiener selbst, theils in Geschäften, theils zum Vergnügen hieher kommen, nur dadurch und durch die natürlichen Vorzüge der Stadt, die lebhafte Schiffahrt, die beträchtlichen Fischereyen 2c. erhält sich im Allgemeinen der mittel-

*) Von dieser Zahl, welche durch die Garnison 2c. 2c. bis gegen 4000 erhöhet wird, sind 1445 männlichen und 1645 weiblichen Geschlechts. Ein auffallendes Mißverhältniß!

mäßige Zustand ihrer Einwohner, indeß Einzelne von ihnen wohlhabend und sogar reich werden.

Man sollte nach Vorausschickung dieser Daten wohl glauben, daß Klosterneuburg ein lebhafter, angenehmer Ort sey. Man sollte noch mehr in diesem Glauben bestärkt werden, wenn man erwägt, daß es eine ziemliche Anzahl Truppen in seinen Mauern beherbergt; denn es enthält eine Pontonieurskaserne, einen Fuhrwesens-Depot und beyde sind stark bewohnt. Auch befindet sich hier eine Kameral - Taback - Legstatt, ein Loterie - Amt, mehrere Fabriken ꝛc. ꝛc. Allein der erste Anblick der Stadt überzeugt vom Gegentheile. Sie hat etwas Einförmiges, Todtes; ihre meisten Häuser sind alt, viele baufällig, nur hie und da in einem Winkel stößt man auf ein artiges Gebäude, und auf dem Platze der untern Stadt sahen wir fleißig und in besserem Style bauen. Das Irreguläre der Gassen und Plätze, welche allenthalben sehr holpericht sind, der seltne Anblick vorübergehender Menschen und die befremdende Stille geben ihr ganz den gewöhn-

lichen Charakter einer kleinen Landstadt. Nur in den Wirthshäusern, vorzüglich im braunen Hirschen, herrscht eine vermehrte Thätigkeit und Lebhaftigkeit; besonders an den Abenden, wo so trefflich pokulirt, gespielt und getanzt wird, als in irgend einem Gasthofe Wiens. Am muntersten aber ist es hier am Festtage des H. Leopold; denn obgleich die gewöhnlichen Feyerlichkeiten aufgehört haben, strömt doch eine große Menschenzahl in Klosterneuburg zusammen und erquickt sich an dem Saft der Traube. Zirkeln verschiedener Art bilden sich dann im Stift wie in der Stadt; und selten endet der Freudentaumel vor Mitternacht.

Geschichte von Klosterneuburg.

Wenn auch im Allgemeinen die Geschichte einer kleinen Landstadt wenig Interessantes darbieten und nur in so ferne, als sie mit der Geschichte des ganzen Landes verflochten ist, die Aufmerksamkeit beschäftigen kann; so verdient doch Klosterneuburg nicht nur der Ereignisse we=

gen, die es unmittelbar trafen, sondern auch darum eine ehrenvolle Auszeichnung, weil das merkwürdige Stift, von welchem es lange Zeit bloß ein Akzessorium war, den bedeutendsten Antheil an seinen Schicksalen nimmt. Diese in wenigen Zügen hinzuwerfen, ist gewiß die Pflicht eines Jeden, der die Darstellung des Städtchens in allen seinen Beziehungen auf sich genommen hat. Daß sie nicht über billige Grenzen schweife, daß sie für den eigentlichen Historiker nicht da sey, bedarf wohl keiner Erläuterung. Sie bietet indeß die beste Gelegenheit dar, so manches nachzuhohlen, was unserer Beobachtung vielleicht in den übrigen Parthien des Gemähldes entschlüpfte.*)

---

*) Ich verdanke diese Notizen großentheils dem Herrn Aloys Edlen von Bergenstamm, Sekretär und Protokolls-Direktor des Kollegiums der Niederösterreichischen Landstände, dessen Verdienste um die vaterländische Geschichte rühmlich bekannt sind.

Auf dem hüglichsten Abhange des cetischen Gebirges hatten die Römer zur Beherrschung des Donaustromes das Kastell, oder wenn man will, die Stadt, Citium, gebaut, welche unter den Stürmen der folgenden Jahrhunderte zu einem kleinen Dorfe mit einer Pfarre herabsank. Dieses Dorf hieß damals schon Niwenburch und erhielt also den Namen nicht erst von dem Schlosse, welches Leopold der Heilige hier gründete.

Als Oesterreich gegen die Einfälle der Ungarn vertheidigt werden mußte, verlegten die Markgrafen, um ihrer wichtigsten Bestimmung näher zu seyn, das Hoflager nach Medelick (Medling) und Markgraf Leopold der Heilige, der sie zweymahl schlug und in ihr eigenes Land zurücktrieb, baute das Schloß auf dem Kahlenberge, in dessen Umgebungen er der Jagdlust genoß.

Früher schon hatte dieser Fürst in einem Zeitalter, wo fromme Stiftungen für ein ausgezeichnetes Verdienst galten, den Gedanken ge-

nährt, durch Gründung eines Klosters den Beyfall des Himmels zu erwerben. Wir wollen nicht untersuchen, ob Gewissensbisse darüber, daß er Kaiser Heinrich IV., seinen Schwiegervater, in dem unglücklichen Streite mit Rom verlassen, oder Religiosität allein, oder auch Sorgfalt für Unterricht und Bildung seines Volkes diesen Entschluß so bald zur Reife brachten; genug, daß auf der Stelle, wo der Sage nach seine Gemahlin Agnes auf der Jagd ihren Schleyer verlor und acht Jahre darauf er selbst ihn wiederfand, schon im Jahre 1110 eine Kirche gebaut und der heiligen Jungfrau geweihet wurde. Daher ihr erster Namen St. Maria Zell zu Niwenburch.

Leopold selbst sagt in der Stiftungsurkunde, daß er sie pro salute et tranquillitate vitae suae habe bauen lassen. Er stellte einen Probst, einen Dechant und zwölf Chorherren bey ihr an, dotirte sie mit mehreren reichen Schenkungen und es entstand das späterhin sogenannte St. Leopolds-Stift, welches gegenwärtig

den Titel führt: Canonie der regulirten lateranensischen Chorherren des H. Augustin. Die Bischöfe von Passau ertheilten den Prälaten des Stiftes die Bestättigung ihrer Wahl. Leopold fand so viel Wohlgefallen an seinem Werke, daß er im Jahre 1114 die heutige große Kirche herstellen ließ, nahe daran zu gleicher Zeit auf dem Platze, wo jetzt die Wohnung des Stifts-Hofrichters sich befindet, eine neue Burg, den sogenannten Fürstenhof baute und hiedurch seine Gemahlin bewog, dort, wo gegenwärtig die Kellnerey des Stiftes ist, ein eigenes Nonnenkloster zu stiften. Im Jahre 1130 sehen wir den Bau der großen Kirche und des Klosters geendigt. Der Platz für diese Gebäude war ein Eigenthum des Grafen Kling, von welchem Leopold ihn im Jahre 1108 kaufte.

Allmählich entstanden nun andere Gebäude zu Wohnungen für die Ministerialen und Dienstleute des Markgrafen. Die Zahl der Bedürfnisse und Vergnügungen wuchs durch die Anwesenheit des Hofes und das neugestiftete Kloster glei-

chen Schrittes mit der Volksmenge. So entsprang die Stadt Klosterneuburg aus dem zufälligen Entschluß eines frommen Fürsten, und ward in Kurzem sehr beträchtlich. Denn damals erstreckte sie sich mittelst einer Brücke über die Donau, welche in einer mehr östlichen Richtung an ihr vorbeyfloß, auf das jenseitige Ufer. Allein im Jahre 1212 zertrümmerte der ausgetrettene Strom diese Brücke, vernichtete einen großen Theil der Stadt und verschlang mehrere umliegende Ortschaften. Wahrscheinlich wurde bey dieser Gelegenheit der Leopolds = vom Enzersdorfer Berge abgerissen und die Donau in einen andern Rinnsal gedrängt. Das Chronicon Mellicense entwirft von dem schrecklichen Ereignisse folgendes Bild Danubius aquarum abundantia supra duos cubitus intumescens, contigua aedificia plurima ingurgitavit, et effusus per campestria, quae messa fuerunt, aufferens vinea quoque et prata sabulo sternens in suo tractu maximam eladem exercuit.

Leopold der Heilige, unter welchem Kloster-neuburg schon bedeutend zu werden begann, war indeß gestorben, zahlreiche und ansehnliche Schenkungen vermehrten den Reichthum des Stiftes, welches er 1133 statt der weltlichen Canoniker mit regulirten Chorherrn des Augustinerordens versehen hatte, und unter seinen Nachfolgern nahm der Einfluß der Pröbste von Klosterneuburg auf die Angelegenheiten des Landes und der Regenten stufenweise zu. Besonders sehen wir sie in den berühmten Streitigkeiten der Kaiser aus dem sächsischen und hohenstaufenschen Stamme mit den Päbsten eine wichtige Rolle spielen, da sie es gewöhnlich mit den letztern hielten und die Fürsten des Landes ihrer Ueberzeugung gehorchten. Ein auffallendes Beyspiel von diesem Einfluße liefert uns die Geschichte Kaisers Friedrich I., wo Oesterreich bloß durch die überwiegende Stimme des Probstes von Klosterneuburg abgehalten wurde, die Parthey des Pabstes zu verlassen. Ein anderes nicht minder Merkwürdiges ist wohl auch der Umstand, daß sogar ein Sohn des Markgrafen, Otto, Vorsteher des Stiftes wurde. Mehrere

Spuren dieser Macht werden uns auch später bis zu der Epoche vorkommen, wo die Fürsten bereits aufgeklärter über ihre Rechte dachten.

Große Schenkungen von Landesherren und Privaten erweiterten die Besitzungen des Stiftes immer mehr. Selbst die Stadt gehörte in den Sprengel ihrer Gerichtsbarkeit und der Aufenthalt des Hofes, die günstige Lage, die Macht des Stiftes selbst wirkten so vortheilhaft auf sie, daß ihr Umfang und ihr Wohlstand sich schnell vergrösserte. Schon im zwölften Jahrhunderte hatte sie ein eigenes Hospital für Pilger nach dem gelobten Lande. Der zunehmende Reichthum erlaubte dem Probste Wernherr, seinem Stifte einen kostbaren, zu Verdun verfertigten Altar zu schenken, welcher mit Gemählden aus Mosaik prangte.

Im dreyzehnten Jahrhunderte wählte sich das Stift den ersten Subadvokaten (untern Schutzherrn, Schirmvogt) in der Person Hademors von Kuenring. Er starb auf einem Zuge nach Palä-

stina. Die Manie, in diesen fernen Gegenden auf das Wohl der Heimath zu vergessen, dauerte damals noch so heftig fort, daß selbst Leopold der Glorreiche 1205 in einer feyerlichen Versammlung zu Klosterneuburg das Kreuz nahm.

Die angezeigte große Ueberschwemmung beschädigte das Kloster so sehr, daß die Kirche von Neuem gebaut werden mußte. Das Stift wurde dafür reichlich durch die Bewilligung, mit seinen Schiffen frey nach Enns und retour fahren zu dürfen, entschädigt. Im Jahre 1214 ward an demselben eine öffentliche Schule (Ritterakademie) errichtet, in welcher selbst die künftigen Herrscher von Oesterreich gebildet wurden.

Leopold der Glorreiche, welcher den Krieg und die Pracht liebte, verschönerte nicht nur seine Burg in Klosterneuburg, sondern er baute sich auch nach seiner Zurückkunft aus Syrien neben derselben eine marmorne Hofkirche. Sie war ganz in dem reichen Geschmacke des Orients gebaut; die Wände waren mit kostbarem Marmor gedeckt,

und das Chor ruhte auf einer zierlichen Colonnade. Im Jahre 1799 ward sie abgebrochen, und nach Laxenburg geschafft, wohin Herzog Albrecht mit dem Zopfe schon 440 Jahre früher die Colonnade versetzt hatte.

Leopold reisete im Jahre 1230 nach Italien, um daselbst eine Aussöhnung zwischen dem genialischen Friedrich II. und Pabst Honorius zu stiften. Auf dieser Reise begleitete ihn Probst Konrad von Klosterneuburg, welcher ihn vermuthlich auch dazu gestimmt hatte. Der Herzog starb aber früher, und sein Sohn Friedrich der Streitbare (man sollt' ihn lieber den Verkannten nennen) war zu viel mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Auch er, dem man doch keine übertriebene Vorliebe für die Geistlichkeit zur Last legen kann, beehrte Klosterneuburg mit vorzüglichen Merkmalen von Gunst. Und als er in einem Treffen gegen die Ungarn, an der Leitha den Tod der Helden starb, giengen nicht nur für diese Stadt, sondern für ganz Oesterreich traurige Tage auf.

Ein Staat ohne Regenten, welch ein finsteres Bild! Und wie viel schrecklicher, wenn auf allen Seiten sich lüsterne Prätendenten zeigen! Unter denen, welche nach dem Erbe der Babenberger geizten, that sich am kühnsten Markgraf Herrmann von Baaden hervor, der eine Schwester Friedrichs zur Gemahlin hatte. Er bemächtigte sich des Schlosses auf dem Kahlenberge und Klosterneuburgs. Seine Anhänger Schenk von Hauspach und Preßler machten mit ihren Heerhaufen Oesterreich eben so unsicher, als seine Gegner. Die Chuenringe, Hunde genannt, welche schon gegen Friedrich sich aufgelehnt und das Land verheeret hatten, waren die mächtigsten unter diesen. Von ihnen führt noch ein Theil der Stadt in der Nähe der alten Burg den Nahmen der Hundskehle.

Nicht wenig litten die Oesterreicher unter den Geißeln der Anarchie. Sie sehnten sich die goldnen Tage unter den Babenbergern zurück, deren Andenken sie liebten und segneten. Wie sehr sie an diesem Regentenstamme hiengen, erhellt daraus, daß sie im Jahre 1251 den Probst Dittmar

von Klosterneuburg, den Heinrich von Lichtenstein, den Schenk von Hauspach und den Abt Philipp von Schotten zu Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen sandten, der auch eine Schwester Friedrichs II. geehelicht hatte, um von ihm einen seiner Söhne zum Herrscher zu verlangen. Die Gesandten täuschten aber die Erwartungen des Volkes und der Stände. Sie giengen nur bis Prag, wo König Wenzel von Böhmen residirte. Bald wußte sie dieser Monarch durch Geschenke für seine Wünsche zu gewinnen, sein Sohn Ottokar, Markgraf von Mähren, ward Herzog von Oesterreich. Er bestätigte vorläufig alle Privilegien, Rechte und Gewohnheiten des Landes; die Gesandten aber kehrten mit weit schwererem Gepäcke zurück, als sie abgegangen waren. Ihre Gründe sowohl, daß nähmlich Heinrich der Erlauchte im Kirchenbann stehe, daß Innocenz IV. und der Bischof von Passau, erklärte Feinde der Hohenstaufen und Babenberger seyen, daß es dem Lande besser fromme, unter dem Schutze eines mächtigen Monarchen, als unter der Obhut eines Knaben (denn das waren Heinrichs Söhne) zu

stehen, wirkten auf die versammelten Stände so mächtig, als Wenzels Freygebigkeit; sie bestättigten die Wahl.

Unglaublich schnell folgte den Gesandten Ottokar, denn er traf noch im nähmlichen Jahre zu Klosterneuburg ein, wo er, nach seinem feyerlichen Einzuge in der Hauptstadt, Landgericht hielt. Probst Dittmar, dem man großentheils seine Wahl zum Herzoge zuschrieb, mußte seine Stelle niederlegen, und beschloß sein Leben einsam. Innocenz aber bedrohte alle diejenigen mit dem Banne, welche es wagen würden, das Stift Klosterneuburg in seinem Besitzstande zu kränken.

Ottokar, (eigentlich Ottachar) der mit vielem Glücke seine Herrschaft über ganz Oesterreich auszudehnen wußte, begünstigte das Stift ausserordentlich; nicht nur, daß er demselben alle Gerechtsame und insbesondere die Mauthfreyheit bestätigte, so entschied er auch in den Grundstreitigkeiten des Stiftes stets zu dessen Vortheil.

Probst Niklas, einer seiner Lieblinge, stiftete zu St. Jakob in der untern Stadt ein Nonnenkloster.

Die Veränderung des Regentenstammes in Oesterreich war zu einer Zeit vor sich gegangen, wo es dem Oberhaupte des deutschen Reiches, welches seiner Auflösung nahe schien, ganz unmöglich war, entscheidenden Einfluß darauf zu nehmen. Auch waren diese Oberhäupter ihrer Geisteskraft und ihren Hilfsquellen nach zu ohnmächtig, als daß man auf ihre Stimme geachtet hätte. Ottokar, der sich selbst, aber vergebens, um die Kaiserwürde bewarb, mußte folglich von jedem Kaiser, der große Eigenschaften und Macht besäße, den Verlust der Länder befürchten, die er dem Reiche unrechtmäßig entzogen hatte. Die Kaiserwahl fiel auf den Grafen Rudolph von Habsburg, den Gründer der merkwürdigsten Dynastie neuerer Zeiten. Mit Schrecken vernahm Ottokar diese Wahl. Er protestirte umsonst dagegen, und suchte der herannahenden Gefahr durch neue Privilegien, Handfesten und Bewilligungen zuvorzukommen; denn nicht ohne Grund erwartete er von

der Zuneigung des Landes die Erhaltung desselben. Allein die Abneigung des Adels, den er zu drücken angefangen hatte, und die ungerechte Verstossung seiner ersten Gemahlin, Margaretha von Babenberg, ließen ihn nicht lange im Besitze der erworbenen Liebe. Er vernachläßigte daher auch die Mittel nicht, welche seine Macht ihm anbot. Wien wurde befestigt, und Klosterneuburg, welches so beträchtlich geworden war, daß der König mit demselben ganz Oesterreich zu erhalten glaubte, wurde zuerst mit Mauern und Schanzen umgeben und mit Truppen besetzt. Alle Unterhandlungen mit Rudolph hatten sich zerschlagen, ein Heer wurde bey Drosendorf versammelt, wo man ihm die Spitze bieten wollte. Indeß war der Kaiser mit seinen Rheinländern, und von vielen Oesterreichern verstärkt, furchtbar an der Donau heraufgezogen. Das ganze rechte Ufer hatte sich ihm ergeben, nur Wien war von Ottokars Truppen besetzt, und Klosterneuburg ihm eifrig zugethan. Er hatte dieser Stadt eine neue Bestättigung ihrer Freyheiten zugesandt, und eine beträchtliche Truppenzahl sollte ihre Besatzung ver-

stärken, um von ihr aus dem Kaiser die Donau zu sperren. Aber ehe noch die Verstärkung ankam, bemächtigten sich die Kaiserlichen durch eine Kriegslist der Thore, und nahmen die Besatzung gefangen. Bestürzt eilte der Probst zum Kaiser ins Lager vor Wien. Rudolph bestätigte der Stadt und dem Stifte ihre Privilegien; denn es war ihm wohl auch darum zu thun, sie für sich zu gewinnen. Ottokar aber suchte das herannahende Gewitter durch friedliche Vorschläge zu beschwören. Es ward ein Vertrag geschlossen, in welchem er den usurpirten Reichslehen und also auch dem Besitze Oesterreichs entsagte. Diesem folgte bald ein neuer Traktat, der die Verhältniße beyder Fürsten näher bestimmte. Aber Ottokar brach beyde Verträge, und verlor in dem neuerdings ausgebrochenen Kriege, zwey Jahre später (1278) bey Waidendorf *) Schlacht und Leben. So wurzelte auf den üppigen Flächen des Marchfeldes ein Baum, dessen Riesenschatten sich bald wohlthätig über den Erdkreis verbreitete.

---

*) Nach Einigen bey Laa.

Kaiser Albert I., Rudolphs Nachfolger, erhob Korneuburg, welches zwar nach der angezeigten Ueberschwemmung etwas entfernter vom Ufer angelegt worden war, aber noch immer mit Klosterneuburg durch eine Brücke zusammenhieng, und das Forum, den Marktplatz desselben bildete, zu einer eigenen Stadt. Ersteres wurde seit dem Neoburgum forense, Letzteres Neoburgum claustrense genannt.

Albert setzte der Stadt Klosterneuburg einen eignen Richter in der Person eines gewissen Otto von Kreutzer vor, und schenkte ihr ein eigenes Landgericht, welches sich über den Kahlenberg, Nußdorf, Heiligenstadt, Grinzing, Unter-Döbling, Ober- und Unter-Sivering, Neustift, Salmansdorf, Weidling und Kritzendorf erstreckte. Die Grundherrlichkeit aber verblieb dem Stifte. Zwar will die Stadt aus Urkunden Rudolphs IV., welche das Burgrecht und die Ueberzinse annullirten, und den landesfürstlichen Städten die Einlösung der Grundherrlichkeit auftrugen, erweisen, daß auch sie in dem vollen Genuß dieses Rechtes ge-

setzt worden sey. Allein der nähmliche Herzog, auf welchen sie sich beruft, hat in einer Urkunde vom Jahre 1361 die Wirkung jener Verordnungen, insoferne das Stift Klosterneuburg dadurch gefährdet würde, selbst wieder aufgehoben.

Die fortdauernde Bedeutenheit Klosterneuburgs erhellt auch aus dem Umstande, daß Albert I. sich hier 1288 eine neue Burg mit einer Hauskapelle baute. Reiche Schenkungen an das Stift, die Erweiterung seiner Freyheiten und Vorzüge, mehr noch aber die Sitten des Zeitalters schwächten nach gerade die Religiosität seiner Bewohner. Die Klagen darüber wurden so laut, daß im Jahre 1301 eine eigene Untersuchung vorgenommen, der Probst Hademar seiner Würde entsetzt, und von seinem Nachfolger manche strenge Maaßregel zur Herstellung der Observanz ergriffen werden mußte.

Bald nachher finden wir eine neue Bestätigung der freyen Schifffahrt und Grundherrlichkeit des Stiftes; wir finden den Johanniterorden,

in welchen viele Tempelherren nach Aufhebung ihrer merkwürdigen Gesellschaft traten, im Besitze einiger nahe liegenden Grundstücke; wir sehen endlich im Kriege Friedrichs des Schönen gegen Kaiser Ludwig den Bayer auch das Stift Klosterneuburg mit einer Steuer zur Erhaltung der Truppen belegt. Wir stossen auf ein seltenes Beyspiel der Anhänglichkeit in jener finstern Epoche: Probst Stephan war auf keine Weise zu bewegen, Friedrichs des Schönen Sache zu verlassen, und wurde von Johann XXII. mit dem Banne belegt. Er ward aber bald darauf wieder losgesprochen, und erhielt sogar von dem nähmlichen Pabste seine Würde wieder, nachdem ihn eine Fakzion unter den Chorherren derselben entsetzt hatte.

Die innere Zerrüttung des Stiftes, eine Feuersbrunst, welche die Hälfte der Stadt und das Kloster in Asche verwandelte (1322); Unruhen, die von einer Sekte, die Beguardinen genannt, erregt wurden, setzten die Stadt in eine traurige Lage. Bald waren zwar die Häuser und Kirchen wieder aufgebaut, die innere Verwirrung

endete, die unglücklichen Ketzer wurden in der Deyslergasse und der sogenannten Gaislucken niedergemetzelt; der vorige Wohlstand schien zurückzukehren, allein die Kriege der Herzoge Otto und Albrecht von Oesterreich gegen Kaiser Ludwig und den König Johann von Böhmen vernichteten diesen Wohlstand; die Straßen waren unsicher, aller Verkehr gehemmt, mit Bedeckung mußten die Pröbste reisen, und Kriegsvölker für den Dienst der Herzoge halten. Albert muß in Klosterneuburg eine geraume Zeit gewohnt haben; denn wir finden, daß ihn hier im Jahre 1347 König Ludwig der Große von Ungarn besuchte. Damals hatten die Augustiner neben der herzoglichen Burg eine Residenz, welche der König mit seinem Gefolge bezog. Auf dem Platze, wo nun die Säule zum ewigen Lichte steht, war lärmende Musik und öffentlicher Tanz.

Dieses lustige Intermezzo wurde von Trauer und Schrecken begleitet. Im Jahre 1349 entstand ein Erdbeben, wüthete die Pest, trieben die Flagellanten ihr Wesen. All diese Uebel schrieb man

selbst der Verfolgung zu, welche gegen die Juden mit beyspielloser Grausamkeit ausgeübt wurde. Demungeachtet aber gieng man mit den Flagellanten nicht glimpflicher zu Werke. Unter diesen Explosionen finstern Wahnsinnes ist es gewiß dem Menschenfreunde erfreulich, einen Funken von Perfektibilität zu bemerken. Probst Kolomann legte nähmlich den Grund zur Bibliothek des Stiftes; die Handschriften waren zwar meistens geistlichen Inhalts, dennoch aber gereicht dieser Zug dem Probste um so mehr zum Lobe, da er für sein neues Institut die Einkünfte gewisser Gründe auf immer bestimmte und es mit einigen Manuscripten aus seiner eigenen Sammlung beschenkte.

Das fünfzehnte Jahrhundert begann mit traurigen Ereignissen für Klosterneuburg und das ganze Land. In Böhmen brachen Unruhen aus; Markgraf Prokop suchte seinen Bruder Jodok aus dem Besitze von Mähren zu drängen, eroberte Znaym und sandte mit einer zusammengerafften Horde seinen General Heinrich Dürnteufel von

Geyspitz nach Oesterreich, wahrscheinlich bloß der Beute und der Lebensmittel wegen. Schrecklich verheerte dieser Wütherich mit seinen Genossen die ganze Provinz. Herzog Albert IV. setzte sich an die Spitze seines Heeres, reinigte das Land, mußte aber die Belagerung von Znaym aufheben, und starb auf dem Rückzuge zu Klosterneuburg, wie man sagt, von Prokop vergiftet (den 27. Aug. 1404). Die Herzoge Leopold und Ernst stritten nun um die Vormundschaft über seinen minderjährigen Sohn. Es kam zum Kriege, und obgleich es Leopolden gelang, in einer Versammlung von Ernsts Anhängern zu Klosterneuburg ihn zu bewegen, von seinen Ansprüchen abzustehen, erneuerte man doch bald wieder die Feindseligkeiten. Damals wurde Klosterneuburg vom Herzog Ernst befestigt, von Albert von Enzersdorf geplündert, und das Land, noch erschöpft von dem vorigen Kriege, und von Ziska bis nach Stockerau hin verwüstet, wurde neuerdings ausgesaugt. Die Steuern zum Unterhalt der Truppen dauerten fort, falsche Münzen kamen in Umlauf und schwächten das Vertrauen, die Bande der Gesell-

schaft drohten zu zerreissen und eine mörderische Pest näherte das allgemeine Elend der höchsten Stufe. Denken wir uns hiezu noch die Kriege gegen die Hussiten, die mit Strömen Blutes die Hinrichtung ihres Lehrers zu rächen suchten, denen das Schicksal grosse Feldherren und kleine Gegner, der Enthusiasm aber, welchen die Einbildungskraft gebiert und die Gefahr zum Helden säugt, allenthalben den Sieg gab, Kriege, unter welchen auch Oesterreich blutete; so suchen wir umsonst einen unseligern Zeitraum in der frühern Geschichte des Landes. Doch bietet diese tragische Epoche manches Merkwürdige dar. Wir finden (1421) den Grundsatz angenommen, und durch einen sogenannten Schadlosbrief festgesetzt, daß nur die Stände und freywillig eine Steuer bewilligen können. Wir sehen, daß die Bischöfe von Passau noch immer das Recht ausübten, die vom Kapitel gewählten Pröbste zu Klosterneuburg zu bestätigen. Endlich finden wir den berühmten Kreuzzugprediger Capistran in Klosterneuburg, wo ihm auf sein Ansuchen in dem

Kloster zu St. Jakob, der jetzigen Zuckerraffinerie, eine Wohnung eingeräumt wurde.

In dem stürmischen Fortgange dieses Jahrhunderts spielte Klosterneuburg noch immer keine unwichtige Rolle. Nachdem Ulrich Graf von Cilly und Ulrich Einzinger an der Spitze einer bewaffneten Macht, Kaiser Friedrich IV. gezwungen hatten, Ladislaus den Nachgebohrnen, Sohn Kaisers Albert II. herauszugeben, stellten sie den jungen Prinzen in Klosterneuburg der Ständeversammlung als Landesherrn vor. In den Zwistigkeiten zwischen diesem Kaiser und seinem Bruder dem unruhigen Herzog Albert ward Probst Simon von Klosterneuburg zu wichtigen Sendungen gebraucht, welchen sein Einfluß einen beliebigen Ausschlag geben konnte. Um diese Zeit erhielt auch das Stift vom Kaiser die Bestätigung seiner Freyheiten, in welcher ausdrücklich erwähnt wurde, daß der Richter und Rath zu Klosterneuburg mit allen dem Stifte gehörigen Häusern, so wie mit den Unterthanen desselben nichts zu

schaffen habe, daß es frey sey und zu gar keiner Steuer oder Leistung verhalten werden könne.

Als der unselige Bruderzwist in eine öffentliche Fehde übergieng, zog Albert mit einem Heere nach Oesterreich unter der Enns, ließ Klosterneuburg als einen der bedeutendsten Punkte von Nabuchodonosor Ankenreuter befestigen und besetzen, und wohnte selbst eine geraume Zeit hier, bis dem Könige Georg von Böhmen die Aussöhnung der beyden Brüder gelang. (1462.) Zwey und zwanzig Jahre darauf erfolgte nach öftern Anregungen die Heiligsprechung des Stifters von Klosterneuburg und der 15. November ward zur Feyer seines Andenkens festgesetzt.

Im nähmlichen Jahre sah Klosterneuburg den talentvollsten Fürsten jener Zeit in seinen Mauern. Mathias Corvinus eroberte am grünen Donnerstag das Schloß auf dem Kahlenberge und Klosterneuburg; am Fuß des Berges und neben der Stadt wurden Schanzen errichtet, Bollwerke angelegt, Korneuburg eingenommen,

Klosterneuburg mit seinem Schloße größtentheils abgebrannt. Bey dieser Gelegenheit ward auch die herzogliche Burg, durch drey Jahrhunderte von erlauchten Personen bewohnt und verschönert, eine der merkwürdigsten Residenzen des Mittelalters, verwüstet. Furcht hatte die Gemüther gelähmt. Alles hielt sich stille und erwartete nur von der Großmuth des Siegers Erhaltung. Auch bestätigte Mathias wirklich dem Lande seine Privilegien. Er starb im April 1490 zu Wien. Wenige Monathe vernichteten die Schöpfung seines Herrschertalentes; schon im September desselben Jahres ergab sich Klosterneuburg an Maximilian I., den Kühnen und Edlen, in dessen Gegenwart späterhin die Erhebung des heil. Leopolds unter großen Feyerlichkeiten vor sich gieng. Der damalige Probst Jakob hatte für dieses Fest mit Zuziehung des Weltpriesters Ladislaus Suntheim die berühmten Tabulas claustroneoburgenses (Biographien der Babenberger) verfertigen lassen. Begreiflich nahm durch die Kanonisation des heil. Leopolds der Glanz und Reichthum des Stiftes ungemein zu. Wir bemerken

hier

hier von diesem Probste noch, daß ihn Alexander VI. als Legaten gegen die Albigenser schickte, daß Maximilian ihn zur Eintreibung der Türkensteuer vom Klerus brauchte und überhaupt seiner vorzüglichen Zuneigung würdigte. Anempfehlung genug für diesen ausgezeichneten Prälaten.

Maximilian erließ bey seinem Tode an die verwaisten Lande der Monarchie den Befehl, daß die von ihm bestellten Regierungen ihr Amt bis zur Ankunft Karls oder Ferdinands handeln sollten. Der große Umfang der Geschäfte und bescheidenes Mißtrauen in sein Vermögen bewog aber den Kanzler von Niederösterreich, Johann Schaidpöckh mit seinen Räthen, die Stände des Landes um ihre Mitwirkung anzugehen; er ersuchte sie, einen Ausschuß aus ihrem Mittel ihm beyzuordnen. Dieß geschah; bald aber verdroß die übrigen Stände ihre Zurücksetzung, jeder hatte sich der Wahl für würdig geachtet, jedem kam der Gewählte gering vor, und alle prätendirten ein Recht auf die Regentschaft. Man verwarf die letzte Anordnung des Kaisers, zwang

die Regierung aus Wien nach Neustadt zu flüchten und Michael Eyzinger mit Hanns Puchain versammelte einen neuen Regierungsausschuß, dessen Mitglieder meistens aus dem Bürgerstande waren. Diese Regierung übte alle Rechte der Vertriebenen aus, hob Steuern ein, plünderte die Schätze in Kammern und Stiftern (auch der Sarg des heil. Leopold fiel in ihre Hände) und behauptete sehr trotzig das Ansehen von Souveränität. In dieser Crisis kamen Karls und Ferdinands Abgeordnete, der Kurfürst Casimir von Brandenburg und Konrad von Oettingen zu Klosterneuburg an, und riefen Stände und Bürger zur Ablegung des Huldigungseides auf. Unbekümmert blieben die Usurpatoren in ihrem Wahn, nur fertigten sie Einige aus ihrem Mittel an Ferdinand und seinen Bruder ab, um ihre Sache zu vertheidigen. Da traf der Erstere plötzlich zu Klosterneuburg ein. Er prüfte die Sache; ein eigenes Gericht ward zusammengesetzt; es erkannte den Tod wider die Empörer. Hanns von Puchain, Doktor Martin Siebenbürger und mehrere Andere wurden öffentlich zu Neustadt enthauptet.

Jedes Jahrhundert hat beynahe wie jedes Menschenleben irgend eine hervorstechende Plage. Das sechszehnte, welches sich mehr als irgend ein andres durch seltene Menschen auszeichnete, gab der reifer werdenden Welt die Reformation. Von der einen Seite durch ihren raschen Fortgang, von der andern durch die Türken gedrängt, konnte der wohlwollende edelmüthige Ferdinand weniger für seine Völker thun, als es sein Wunsch war. Unter ihm erging das Verbot, daß Klöster keine weltlichen Güter ankaufen dürfen; er bestätigte dem Stifte die Zehenden und schenkte der Stadt die alte von Albert gebaute Burg, welche freylich für den Bruder des allmächtigen Karl, für den künftigen Kaiser der Teutschen keine Wohnung mehr war.

Die Schlacht bey Mohacz bahnte den Türken den Weg nach Wien. Sie hoben aber bald die Belagerung der Hauptstadt auf, und Klosterneuburg litt nicht viel von ihrem Grimme. Nur die Kirche zu St. Jakob wurde von ihnen abgebrannt. Hingegen mußte alles Gold und

Silber zur Erhaltung der Truppen, in den Jahren 1530 — 32 aber sogar der vierte Theil aller liegenden Güter zur Fortsetzung des Krieges gegen die Türken hergegeben werden. Das Stift erhielt dagegen die Erlaubniß, die Waisen seiner Unterthanen zum Hausdienste zu verwenden.

Kühn entwickelte sich indeß von den Zeitumständen begünstigt auch in Oesterreich der Protestantism. Schon 1542 verlangten die Stände freye Religionsübung. Die Verschlimmerung der Sitten des Klerus half die Fortschritte der neuen Sekte befördern. Klosterneuburg hatte aber damals einen Vorsteher, der sich wenig um Luther und Genossen kümmerte. Er legte den Grund zum Zeughause des Stiftes und richtete dasselbe mit vielem Eifer ein. Ferdinand selbst besah diese Anstalt. Dabey aber fand sich die innere Ordnung des Stiftes nicht zum Besten. Die Zahl der Geistlichen nahm durch die Reformation hier, wie überall ab, die übrig bleibenden suchten die Vortheile beyder Lehren weislich zu verbinden. Eine Visitazion, die damals meh-

rere Klöster untersuchen mußte, fand in Kloster-neuburg die Regeln des Ordens so sehr verletzt, daß ihrem Gutachten zufolge der kriegerische Prälat abgesetzt wurde, und Probst Leopold das Stift reformiren mußte.

Unter Maximilian II. trat dasselbe den Prater und die ganze Gegend im untern Werd genannt ab, weil der Kaiser die Jagd in diesen Auen liebte. Die Wohnungen der Jäger machten hier die sogenannte Jägerzeile entstehen.

Eine Truppenstellung gegen die Türken, eine Feuersbrunst, welche die Probstey in Asche legte, die Pest in den Umgebungen Klosterneuburgs, der innere Verfall des Stiftes, durch die Fortschritte der Reformation veranlaßt, bezeichneten die nächsten Jahre. Zwar bestätigte Maximilian der II. seine Freyheiten, aber sie wurden häufig von der Stadt angefochten, die mit dem Fortgange der Begebenheiten eifersüchtiger auf ihren Wohlstand wurde. Schon suchten sogar Layen sich dem Konvente als Vorste-

her aufzudringen, und nur die unmittelbare Dazwischenkunft des Erzherzogs Ernst rettete das Stift von diesem Unfug. Mitten unter den öffentlichen Drangsalen schrieb Probst Balthasar Polzmann ein Leben des H. Leopold und ließ es im Stifte drucken. Auch dauerten die öffentlichen Schulen daselbst fort und der Bauernaufstand im Viertel Ober-Wienerwald und Ober-Manhartsberg störte die Ruhe Klosterneuburgs nicht.

Am Anfange des folgenden Jahrhunderts mußte es abermals zum Kampf gegen die Türken Beyträge liefern. Eine Feuersbrunst verwüstete einen Theil der Stadt, Unruhen in Oesterreich und Ungarn und der Krieg zwischen Rudolph II. und seinem Bruder Mathias untergruben die allgemeine Sicherheit so sehr, daß man den heiligen Leichnam des Stiftes nach Mölk flüchten mußte. Endlich kam die Aussöhnung der beyden Brüder zu Stande, bey welcher Probst Thomas als Prokurator der österreichischen Nation zugegen war und die Anrede hielt. Er genoß die Liebe beyder Monarchen und stellte die

sogenannten Kaiserzimmer für den Aufenthalt des Hofes im Stifte her. Dennoch aber nahm der Einfluß desselben in die öffentlichen Angelegenheiten zusehends ab; die Wahl der Vorsteher ward durch Nebenrücksichten bestimmt; man führte nach und nach permanente Steuern und Abgaben ein und forderte auch außerordentliche Leistungen. Dafür hatte Klosterneuburg den Trost, von den Plagen des dreyßigjährigen Krieges, so nahe ihm auch die Schweden unter Torstensohn kamen, verschont zu bleiben.

Erzherzog Maximilian III., Großmeister des teutschen Ordens, schenkte dem Stift eine silberne Statue des Heil. Leopold und den sogenannten Erzherzogshut, welcher bis 1784 im Stifte aufbewahrt, und jedem Thronfolger gegen Revers ausgehändigt wurde. Joseph II. ließ ihn nach Wien bringen, aber Leopold der II. sandte ihn dem Stifte wieder zurück. Seit dem Jahre 1651 sind die Prälaten von Klosterneuburg kaiserliche Räthe.

Eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte dieser Stadt fällt in das Jahr 1683, wo Kara Mustapha mit einem ungeheuren Heere die Belagerung Wiens unternahm. Der Probst, der Dechant und die Chorherren verließen das Stift bey Annäherung der Ungläubigen. Diese Barbaren, mehr auf Vernichtung fremden Wohles als auf ihr eigenes bedacht, drangen am 17ten Julius über das Weingebirge Paradeis vom Kahlenberge her in die untere Stadt und steckten sie an vier Orten in Brand. Auch die obere Stadt bestürmten sie heftig, aber sie wurden zurückgeschlagen. Am 26ten erschienen sie zum zweyten Mahle mit 39 Fahnen zu Pferd und 9 Fahnen Janitscharen und versuchten, die obere Stadt, welche mit Mauern umgeben war, und das Stift selbst zu erobern. Allein der heldenmüthige Widerstand der Bürger unter Anführung des braven Stifts-Layenbruders Marcellin Orthner und der Besatzung unter dem Obersten Häusler vereitelte ihre Anschläge. Sie wurden mit Verlust zurückgeworfen und der kommandirende Bassa selbst verwundet. Munition

und Waffen aller Art fanden die Vertheidiger in dem wohlversehenen Zeughause. Vorzüglich aber kam ihnen die natürliche Lage der Stadt und die Unwissenheit der Muselmänner in Allem, was Belagerungskunst heißt, zu Statten. So war es möglich, daß ein heldenmüthiges Häuflein in schlechte Mauern zusammengedrängt der Uebermacht des Feindes, welcher zweymahl verstärkt zurückkehrte, bis zur Ankunft des christlichen Heeres (am 11ten September) nicht nur Trotz bieten, sondern sogar ihn durch Ausfälle necken und viele Gefangene einbringen konnte.

Die Annäherung des Entsatzes ließ General Veccio von dem Hügel des Kahlenberges, welcher Hermannskobel heißt, durch Raketen und Granaten den Wienern bekannt machen.

Die Barbaren aber zogen sich zurück und hinterließen traurige Denkmahle ihrer Wuth. Das Franziskanerkloster, dessen friedliche Bewohner getödtet wurden, die Vorstädte, das Stiftsspital selbst lagen in Asche, die untere Stadt be-

stand nur mehr aus geplünderten Steinhaufen, und die Martinskirche war ihres Schmuckes beraubt.

Schnell kehrte nun der entflohene Probst in sein gerettetes Stift zurück. Es war wohl nicht mehr als billig, daß dieses der unglücklichen Stadt mit Geldvorschüßen zu Hülfe kam. In kurzer Zeit waren alle Spuren von der Anwesenheit des schrecklichen Feindes verwischt.

Ein milderes Jahrhundert machte Herrn und Unterthanen die Drangsale des vergangenen vergessen. Unter dem segnenden Einfluße fortschreitender Kultur mehrte sich auch der Wohlstand und die Bedeutenheit Klosterneuburgs; und was es an politischer Wichtigkeit verlor, gewann es an wesentlichern Vortheilen wieder. Auch das Stift wurde als besitzende Herrschaft reicher, und bald äußerte sich diese Veränderung auf eine glänzende Weise. Es hatte zwar keinen Vorsteher gehabt, der nicht auf irgend eine Art die Gebäude, welche dazu gehörten, verschönert, erwei-

tert oder vermehret hätte, dieß beweiset auch die große Verschiedenheit ihres Styles und Alters. Keiner aber hatte den Gedanken auszuführen gewagt, das Stift neu und in einem prächtigen Style zu erbauen; denn die innern Unruhen, der Mangel an Baarschaft, die äußern Kriege zehrten die Einkünfte des Stiftes so sehr auf, daß man sich mit Reparationen und kleinern Bauführungen begnügen mußte. Probst Ernst entschloß sich zu dieser Unternehmung und legte im Jahre 1730 am 14ten May den Grundstein zum neuen Gebäude. Der Oberstlieutenant Allio vom Geniekorps entwarf den Plan und unter seiner Leitung führte der Stiftsmaurermeister Kaiserlich den Bau. Der Umfang und die Pracht des Gebäudes, die Stärke der Mauern und die kühne Struktur des Ganzen erforderte aber so viel Zeit und Geld, daß man es nicht vollenden konnte. Und obgleich der Anblick des fertigen Theiles Bewunderung erregt, mischt sich doch in diese Empfindung das Mißbehagen aufgeforderter und nur zum Theil befriedigter Erwartung.

In der Folgezeit, welche uns näher rückt, zählt Klosterneuburg vorzüglich drey merkwürdige Epochen. Die erste ist die des österreichischen Sukzessionskrieges nach Karls VI. Tode, wo Franzosen und Bayern im Lande sich ausbreiteten, die zweyte fällt auf jenes, jedem Oesterreicher unvergeßliche Jahr (1797), wo alle Menschenklassen ein heiliger Enthusiasmus für das bedrohte Vaterland und seinen Vater ergriff, wo Klosterneuburg das Hauptquartier des allgemeinen Aufgebothes war, und Tausende rings herum und in seinen Mauern von Begierde brannten, die Ehre der Nation in glühender Erinnerung an die Wunderthaten der Vorzeit zu behaupten. Die letzte, aber traurigern Andenkens ward durch die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1805 herbeygeführt. Die französischen Truppen drangen links des Donaustromes herab. Schon am 11ten November traf der Divisions-General Sebastiani zu Klosterneuburg ein; die Stadt ward mit Pontoniers belegt und nicht bloß durch die Last der Einquartierung, sondern auch durch manche unvorgesehene Wirkung des Krieges dar-

niedergedrückt. Sie mußte eine Kontribution bezahlen, wozu auch das Stift sehr Vieles beytrug, sie litt in stiller Ergebung, was nicht zu ändern war.

Merkwürdigkeiten der Stadt.

Klosterneuburg ist eine landesfürstliche, mitleidende Stadt. Sie liegt auf einigen Anhöhen dicht an der Donau und wird durch den Kührlingerbach, der von der Westseite her kömmt, in die obere und untere Stadt getheilt. Jede hat ihre eigene Pfarre, welche vom Stifte aus besetzt wird, beyde aber einen gemeinschaftlichen Magistrat, welcher aus einem Stadt-Richter, mehreren Räthen und einem Syndikus besteht. Er übt das Landgericht und die Ortsherrlichkeit aus. Das Rathhaus befindet sich auf dem mit einer schönen Säule dekorirten Platze der obern Stadt. Man sieht hier einen Theil des Stiftes, in einer Seitengasse die geräumige Pontonierskaserne und einige niedliche Häuser. Auch das Kaffeehaus, in dessen ziemlich geräumigem Sale zuweilen von der Scherzerischen Truppe Schauspiele aufgeführt und von den Klosterneuburgern ganz gerne gesehen werden, und das Gasthaus zum

goldnen Schiffe befinden sich auf diesem Platze, der übrigens keine reguläre Form hat und zum Theile mit Gras bewachsen ist.

Zwischen dem Stiftsgebäude und einem Gärtchen, dessen freundliches Tannengehölz dem Auge schmeichelt, öffnet sich auf einer mäßigen Höhe eine labende Aussicht. Man sieht die Donau von Auen durchbrochen majestätisch vorüberrollen, hinter den Wipfeln ihrer Inseln erhebt sich der Kirchthurm von Langenzersdorf und gleich einer Pyramide der Bisamberg mit seinem Rebendiademe. Außer der obern Stadt gegen Weidling zu findet man eine ähnliche Höhe mit einer beschränktern aber nicht minder angenehmen Aussicht. Obstgärten, Saatfelder und Weinhügeln, liebliche Thäler von Bergen und Wäldern umschlossen, stellen sich hier bezaubernd dem Blicke dar.

Auf der Seite gegen die Donau hin am Wasserthore gelangt man durch angenehme Parthien auf den sogenannten Bauplatz; es sind die Schiffswerfte für die Donau-Marine. Hier liegt —

zunächst an der städtischen Gemeinweide, der Schiffsbauhof, der von dem k. k. obersten Schiffamte zu Wien abhängig ist. Man baut hier die Schiffe, welche zur ungarischen Donauflottille bestimmt sind. Im Jahre 1768 wurde in Gegenwart des kaiserlichen Hofes eine von Erich Achsberg nach neuer Art gebaute Fregatte hier vom Stappel gelassen. Mehrere Magazine sind mit Pontons, Ankern, Tauen, Werkzeugen, Latten und andern Schiffsgeräthen angefüllt. In abgesonderten Zimmern kann man die Modelle von den Kriegsfahrzeugen und Flaggen aller Seemächte sehen. Noch mehr Vergnügen gewähren aber die Kriegsübungen der Pontoniers auf dem Strome, und die Präzision und Geschicklichkeit, mit welcher sie unter der Leitung verständiger Offiziers die Auf- und Abladung der Pontons bewirken.

Die Schulanstalten zu Klosterneuburg sind den Bedürfnissen des Ortes und der Zeit ziemlich angemessen. Gleich beym Beginnen der Reformation des Schulwesens unter Joseph II. etablirte das Stift eine Hauptschule, die sowohl der innern Einrichtung als ihrer Eintheilung in Classen nach

nichts anders als eine der in Oesterreich gewöhnlichen, sogenannten Normal-Schulen ist. Der Pfarrer der obern Stadt ist der Direktor, ein Chorherr des Stiftes Katechet der Schule. Jede der vier Classen hat einen eigenen Lehrer; sie beziehen, mit dem Schuldiener, vom Stifte ihren Unterhalt. Die Kinder dürfen kein Schulgeld bezahlen und selbst die Präparanden erhalten die Kost unentgeltlich vom Stifte. Im Latein ertheilt der ältere Beneficiat aus der Langstögerischen Stiftung Unterricht.

Für das Gesundheitswesen wird thätig gesorgt. Zu diesem Ende ist ein eigener landschaftlicher Physikus (Herr v. Tassara) aufgestellt. In der Wienervorstadt befindet sich ein Siechenhaus für Arme, und am Kührlingerbache ein wohldotirtes Bürgerspital mit einer Kapelle des H. Urban. Das Stift hat sein eigenes Spital.

Die untere Stadt, welche älter als die obere ist, beurkundet schon durch ihren Anblick dies Alterthum. Man kömmt zu ihr über eine etwas baufällige Treppe und übersieht sie während des

Hinab-

Hinabsteigens. Ihre Häuser sind fast zerstreut auf verschiedenen Anhöhen gebaut, der ziemlich große und ein Viereck bildende Platz enthält alte und moderne Häuser in wunderlicher Mischung. Die Gasthäuser zum Löwen, zum Adler, zum Hirschen befinden sich in ihr. Sie hat noch Spuren der türkischen Belagerung aufzuzeigen. An mehrern Häusern sieht man Kugeln eingemauert, von welchen sie beschädigt wurden.

Mit der untern Stadt hängt das ehemalige Dorf St. Martin zusammen und bildet nun längs des Donauufers eine Vorstadt. Hier haben die Herren v. Loth, Steydler und Wintersteiner, in dem Gebäude des ehemaligen Franziskanerklosters St. Jakob, mit k. k. Privilegium, eine Zucker-Raffinerie etablirt. Diese Fabrik bestand schon ehemals gleich nach Aufhebung des Klosters und wurde von einer Gesellschaft verwaltet, die aber nicht im Stande war, das allerdings wichtige Unternehmen fortzuführen. Endlich übernahmen die erwähnten Entrepreneurs die Leitung der Anstalt und kauften das

Privilegium und alle Materialien um einen hohen Preis an sich. Ihre Thätigkeit hat neues Leben in das gesunkene Etablissement gebracht, und wie man uns versicherte, belohnt die Unternehmer gegenwärtig ein reichlicher Gewinn.

Die Pfarrkirche St. Martin hatte ehedem einen ausgebreiteten Sprengel. Sie ist uralt und stand schon vor der Erbauung des Stifts. Auf einem steilen Hügel gelegen, imponirt sie durch ihre antike Außenseite ungemein. Ihr Inneres stellt sich dem Auge gefällig dar; man hat sie nicht ohne Geschmack verziert. Der Hochaltar hat alte gewundene Säulen; an den Wänden der Kirche sieht man in Lebensgröße die vergoldeten Bildsäulen der Apostel, welche aus dem ehemaligen Kamaldulenserkloster des Kahlenberges hieher gebracht wurden.

Vorzüglich schön ist die Kanzel und einer von den Seitenaltären ist mit einer Kreuzigung geschmückt, die durch Farbengebung und Anord-

nung auch den Kenner für sich gewinnt. Auf dem mittleren Bogen der Kirche ist in folgender Aufschrift die neuere Geschichte derselben zu lesen:

In his
Divae Matri
Sanctoque Martino
Sacratis aedibus
quas
immanitate turcica
in ruinam actas
communis civium pietas
reaedificavit
SIt DeUs propItIUs et CLe
Mens popULo sUo.

In dieser Vorstadt befinden sich mehrere Freyhöfe; so ist der Kremsmünster= der Sedlitzer=der Pauminger Freyhof hier gelegen; der vormalige Passauerhof und jener des Fürsten de Ligne sind jetzt kaiserlich; letzteren hat man zu einer Kaserne eingerichtet und in seiner Nähe ist der Fuhrwesens Depot=mit einer Niederlage von k. k. Militär=Fuhrwägen,

welche da verfertigt werden. Wir besahen hier auch eine Bandfabrike, deren Verschleiß beträchtlich ist.

Die untere Stadt enthält eine neugebaute städtische Trivialschule, zu welcher der vorige Prälat Floridus das Gebäude gekauft hat, und das Langstögerische Stiftungshaus für drey weltliche Benefiziaten, mit einer Pflanzschule für Sängerknaben. Hier ward auch die Industrie-Schule gegründet, deren frühes Verwelken wir angezeigt haben.

Eine der größten Merkwürdigkeiten von Klosterneuburg sind die Ueberbleibsel des von den Babenbergern erbauten F ü r st e n h o f e s und des von Albert dem I. aus dem Hause Habsburg erbauten Schloßes. In dem erstern befindet sich seit dem Jahre 1729 die Stiftskanzley. Neben ihm hatten die Juden von den habsburgischen Herzogen einen Platz zu einer Synagoge erhalten, welche bis 1490 bestand; jetzt ist an die Stelle derselben der Schmiedehof des Stiftes getreten.

Alberts Burg wurde zu einem Getreidekasten und zu einem Zeughause verwendet. Ein Theil derselben dient auch zu einer Schießstätte für die Bürger, den Rest hat ein Bierwirth Namens Sinsmeyer an sich gekauft und einen Garten dabey angelegt, wo seine Gäste sich erlustigen.

Hier also, wo das alte Wappen noch an dem gothischen Gemäuer prangt, hier wohnten die Beherrscher von Oesterreich, die Stifter einer Linie, welche von den Inseln der Südsee bis an die Küsten des baltischen Meeres allmächtig gebot. Ausgestorben, verfallen sind die fürstlichen Gemächer, und laut predigen die tragischen Ruinen der Vergänglichkeit bittere Lehre. Da steht einsam der Wandrer und blickt am braunen Gemäuer mit Wehmuth hinauf. Der Vorzeit Heldentage mit ihrer Ossianischen Dämmerung steigen aus den Gräbern des Staubgewordenen Herrschergeschlechtes vor seinen Blicken auf. Zürnend schreiten die Heroen vorüber, zürnend dem kleinen Zeitalter, wo nicht persönliche Kraft, wo nur die Klugheit gebietet. Sie gibt der verwi-

ckelten Maschine gleich dem Finger eines Kindes, welches Lasten hebet, Bewegung. Sie hüllt sich in einen Nimbus von Größe, den Annalen der Vorwelt abgeborgt. Aber beflügelt rauschet die Zeit über Alles die stets beweglichen Fluthen, und gewaltig behauptet die Urkraft der Natur ihr Recht über erdichtete Kräfte.

Merkwürdigkeiten des Stifts.

Wir traten in die Kirche, wo uns ein Mozartisches Amt feyerlich entgegenrauschte. Anbetend lag die versammelte Menge auf ihren Knieen und die tausend Zungen der Musik gaben den Empfindungen Ausdruck, welche lautlos auf den Lippen bebten. Der Hochaltar strahlte von Lichtern; an den Seitenaltären weilten Gruppen von Bethenden. Und durch die Fenster leuchtete die Sonne und goß Verklärung über das fromme Volk. Unwillkührlich gab die Seele der tiefen Rührung sich hin; die Silberwogen der Orgel strömten über der Erde zum Meere des Unendlichen, Thränen trockneten, wunde Herzen

lebten auf, regellose Willen wurden geläutert. Nur ein Gefühl entfaltete sich in tausend Schattirungen auf den Gesichtern.

Vollendet war die Messe, die Gruppen der Andächtigen zerstreuten sich, wenige nur blieben zurück, denen tieferer Gram an der Seele nagte. Stille Messen wurden an den Seitenaltären gelesen. Ich verweilte noch, um die Kirche zu besehen.

Sie ist sehr groß, mehr lang als breit, und in altem Style gebaut. Ehemals hatte sie auf beyden Seiten freystehende Pfeiler, diese aber verschwanden, als bey Abbrechung des alten Thurmes über dem vordern Chore das Gewölbe den Einsturz drohte und gestützt werden mußte. Dadurch verlor sie an Breite und, weil die Länge blieb, auch an Proportion. Sie hat einen Hochaltar und acht Seitenaltäre. Der erstere ward vom Probst Ernst gebaut und 1731 vom Wiener Erzbischof Kardinal Kollonitsch eingeweiht. Das Altarblatt stellt die Geburt Mariens vor und ist ein Werk des berühmten sogenannten Kremser-Schmidt, der

zu Stein vor vier Jahren starb. Die Seitenaltäre, welche Probst Christoph Mathäi gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts bauen ließ, sind wie der Hochaltar von schönem, meistens Salzburgischem dichten Kalksteine oder Marmor. Den ersten Altar zur Rechten, wo die Sakristey sich befindet, zieren sehr schöne Füllungen von rothem nnd grünem Serpentin mit weißen Kalkspathadern und Flecken, (Verde antico.) Der rothe soll aus Imprunetta in Hetrurien, der grüne aus dem Genuesischen seyn. Die vier Altarblätter Peter und Paul, Afra, Anna und Augustin sind von Pellucio, die andern vier von Strudel; das Gewölbe der Kirche hat 1689 Dominico gemahlt. Die Nebenkapellen der heil. Anna und Augustin mahlte Johann Griner, die weißmarmorne Kapelle aber wurde im Jahre 1701 von Linz herabgebracht und aufgestellet.

Die Kanzel befindet sich an der rechten Seitenwand; sie ist gleichfalls von schönem, weissen Marmor mit einer Kuppel von vergoldetem Kupfer. Die große Orgel, deren Pfeifen alle von

Zinn sind, hat der Probst Bernhard im 17ten Jahrhunderte von dem Passauer Bürger Freund verfertigen lassen; die neue, kleinere war unter Probst Ambros gestiftet.

Von Aussen gewährt die Kirche keinen imponirenden Anblick; sie hätte daher auch nach dem neuen Bauplane eine prächtige Façade mit zwey gleichen Thürmen und einer Treppe über die Anhöhe bekommen sollen, welche man gegenwärtig, um zu ihr zu gelangen, hinaufklimmen muß. Ihre jetzigen Thürme sind jünger als die Kirche, der eine aus dem 16ten, der andere aus dem 17ten Jahrhunderte, beyde noch unausgeführt. Auf dem Platze neben der Kirche steht die vom Ritter und Bürger zu Klosterneuburg Michael Tutz erbaute Säule, das ewige Licht genannt, mit der Aufschrift:

Anno Domini M. CCC. LXXXI. hoc opus perfectum est, mox post pestilentiam in die S. Nicasii Martyris, quando et duo Papae fuerunt.

(Urban VI. nähmlich und sein Gegenpabst Clemens VII.)

Die Kapelle des heil. Leopold enthält zum Theil die Schätze des Stiftes, welche aber freylich sich sehr vermindert haben und großentheils den Bedürfnissen des Staates geopfert werden mußten. Unter den noch vorhandenen sieht man die kostbare silberne und dicht vergoldete mit Edelsteinen und Perlen reichbesetzte Monstranze. Sie hat die Form einer Hollunderstaude, um welche ein Schleyer geworfen ist, der die Entstehung des Klosters andeutet. Die Hollunderblüthen sind aus kleinen Perlen zusammengesetzt.

Einige Reste des Schleyers der heil. Agnes bewahrt man in der Mitte des Fußgestelles von dem kleinen Reisealtar des Heiligen auf, der aus Jaspis und alabasternen Figuren besteht und in Silber gefaßt ist.

Ferner bemerkt man hier den alten, tragbaren, zu Verdün verfertigten Altar. Er ist in Felder geschachtet, welche Gemählde von mosaischer Arbeit aus dem alten und neuen Testament

enthalten. Inschriften, wie folgende, beweisen sein hohes Alter:

Qualiter aetatum Sacra consona sint peraratum
Cernis in hoc opere: mundi primordia quaere.
Limite sub primo sunt umbrae lapis in imo,
Inter utrumque situm, dat tempus gratiae tritum.

Dann:

Anno milleno, centeno, septuageno
Nec non undeno Givenherus corde sereno
Sextus praepositus tibi Virgo Maria dicavit,
Quod Nicolaus opus Virdunensis fabricavit.

Die erzherzogliche Krone wird ebenfalls in dieser Kapelle aufbewahrt. Man zeigt auch einen Kelch aus Donauwaschgold, der sich wie Staniol zusammendrücken und wieder auseinander biegen läßt, weil das Gold so rein ist. Man wäscht noch heut zu Tage bey Klosterneuburg zuweilen Gold aus der Donau. Diese Beschäftigung nährt

aber ihren Mann nicht sonderlich, und wird daher auch vernachläßigt. Ferner sieht man hier einen kostbaren Partikel und mehrere andere Seltenheiten. Vor der Schatzkammer ist die sogenannte Gruft, die Grabstätte des heil. Leopold, seiner Gemahlin und Kinder. Man lieset auf einer bleyernen Tafel bey zwey Aschenkrügen folgende Aufschriften:

In his amphoris est ablutio sacrarum reliquiarum Divi Leopoldi fundatoris nostri facta in ejus translatione per reverendum Patrem Wigulaeum Episcopum Pataviensem. Anno M. D. VI. Dominica Sexagesimae.

Zur Rechten:

Hic est sepulta Domina Agnes Marchionissa Uxor S. Leopoldi.

Zur Linken:

Hic est sepultus Primogenitus S Leopoldi Adalbertus Dux (soll heißen Marchio) Austriae, pius Advocatus hujus Monasterii.

In der Mitte über dem Grabe:

Hic sunt sepulti innocentes parvuli S. Leopoldi.

Diese Grabschriften sind eine geraume Zeit nach der Seligsprechung bey Gelegenheit der Erhebung des heil. Leichnams verfertigt worden.

Am Festtage des Stifters (15. November) werden die prächtig ausgeschmückten Gebeine desselben in einen silbernen Sarg gelegt; das Haupt mit dem Erzherzogshute geziert, ruht auf einem rothsammetenen Polster. So bringt man sie in die Kirche auf einen Altar, bey welchem Messe gelesen wird.

In der obern Sakristey werden auch die Reliquien des Stifters der Canonie St. Dorothea (in Wien) verwahret. Sie wurden nach Aufhebung, eigentlicher nach Vereinigung derselben mit jener zu Klosterneuburg unter Joseph II. hieher gebracht. Der Sargdeckel enthält folgende Inschrift auf einer kupfernen Platte:

Hic quiescunt ossa Piissimi fundatoris Canoniae S. Dorotheae Venerabilis Patris Domini Andreae Plank Plebani in Gars, Serenissimi Principis Domini Alberti quinti Ducis Austriae Cancellarii. Qui obiit anno Domini 1435. nona Die mensis Junii.

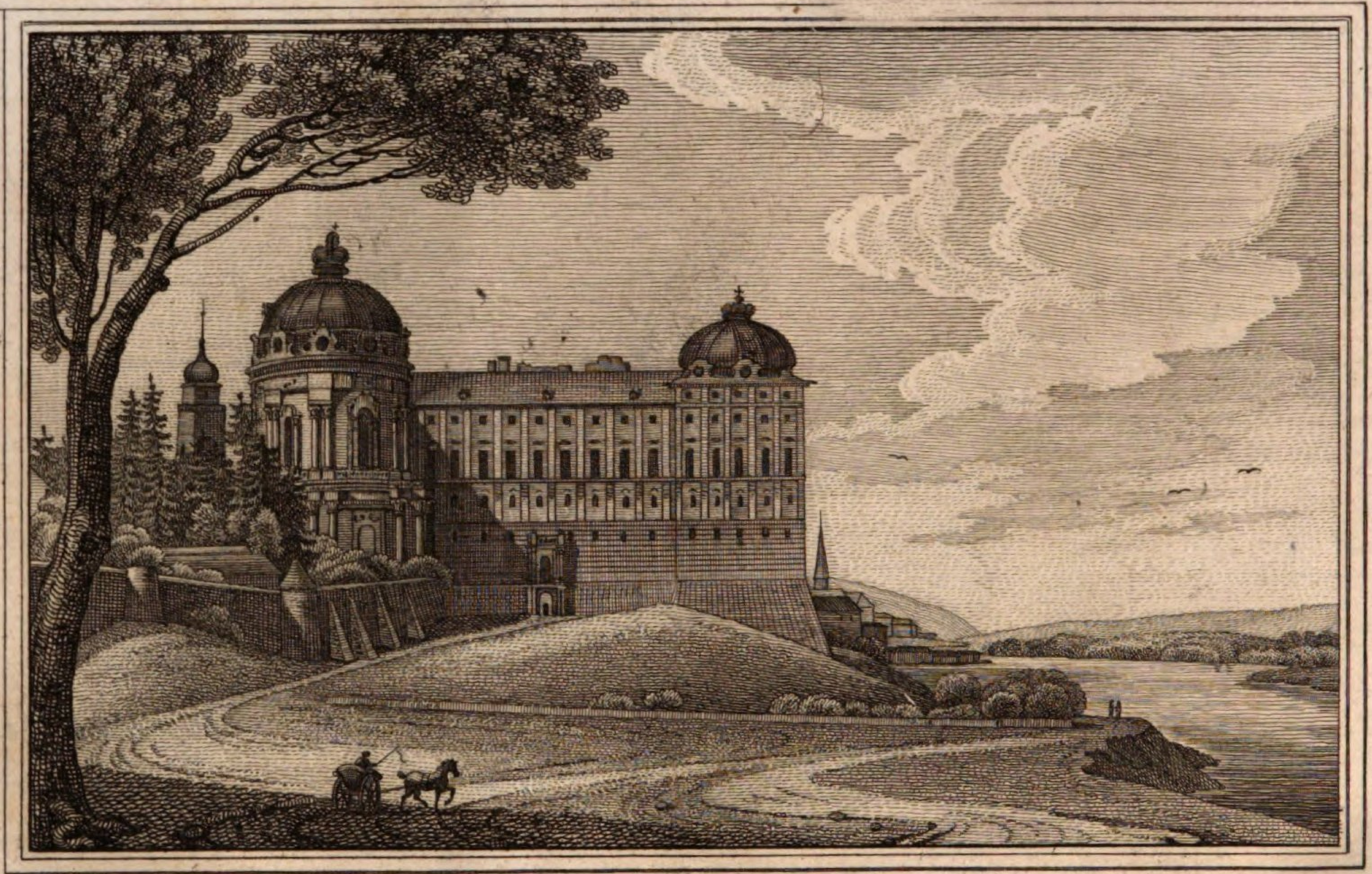
Unter die Merkwürdigkeiten des Stiftes gehört auch eine im Jahre 1537 verfertigte Kanone, welche vielleicht die älteste in Oesterreich ist.

Die früher entstandenen Stiftsgebäude sind nur durch ihr Alterthum interessant. Die sogenannten Kaiserzimmer, welche ehemals der Hof während des Leopoldsfestes bewohnte, zeichnen sich aber, so wie das ganze neue Gebäude, durch Pracht, Solidität und innere Einrichtung aus. Seit ungefähr dreyßig Jahren wohnt der Hof den Feyerlichkeiten nicht mehr bey, wird aber doch alljährlich vom Probste dazu geladen. Daher gegenwärtig ein Theil dieser Zimmer dem Prälaten selbst und mehreren Chorherren zur Wohnung dienet, und nur der Trakt von der Probstey hinein für den kaiserlichen Hof bestimmt und meublirt ist.

Der Kreuzgang enthält den nicht ganz richtig deducirten Stammbaum des Babenbergischen Hauses. Mehrere Gänge sind mit Portraits der Pröbste, verschiedenen Epitaphien, auch mit Kontrefaits des Stifters und seiner Gemahlin geschmückt. So kömmt man in das Neugebäu, wo sich unter einem Fenster eine Marmortafel mit vergoldeten Buchstaben befindet, welche dem Neugierigen sagen, daß Pabst Pius der VI. bey seiner Anwesenheit im Jahre 1782 aus diesem Fenster das zahlreich im Hofe versammelte Volk gesegnet habe. Die Treppenstufen sind zu dreyen aus einem Steine gehauen. Kolossalische Steine, wie jene, welche den Altar gestalten, sind als Gesimse im Saale und in der Sala terrena angebracht. Die Masse derselben ist etwas gelblich-grau, und gehört, weil sie gar keinen Kalk, aber einzelne kleine Glimmerflecken und nur wenigen Thon in ihrer Mischung hat, zu der Steinart, welche die Mineralogen Cos filtrum, Filtrirstein nennen. Der Steinbruch, woraus man sie hohlte, ist zu Höflein, zwischen Götzendorf und Greifenstein.

Von dem neuen Gebäude, welches vollendet alle ähnlichen Werke der Baukunst in Oesterreich übertroffen haben würde, ist nur der süd- und nordöstliche Flügel zu Stande gekommen. Auf den Giebeln derselben prangt die Kaiserkrone und der Erzherzogshut. In der Nähe betrachtet, sind beyde Kronen große mit Kupfer gedeckte Pavillons, in welchen acht Personen bequem Raum finden und die himmlische Aussicht genießen können, welche sich hier von allen Seiten dem Auge darbietet. Schade, daß dieses Gebäude, welches schon von Ferne einen frappanten Anblick gewährt, und dessen hohe Schönheiten wirklich Bewunderung erregen, kein Ganzes ist. Welchen erhebenden Eindruck müßt' es dann auf die Seele machen!

Die Stiftsbibliothek befindet sich in einem großen, hellen Saale. Sie soll etwas über fünf und zwanzig tausend Bände, worunter mehrere primi typi sind, ausserdem aber noch sehr viele alte Handschriften enthalten. Der Codices manuscripti sind 400 aus allen Fächern der Literatur,



J. Blaschke sc.

Ansicht des Stiftes zu Klosterneuburg.

ratur, vorzüglich aber theologischen und historischen Inhalts. Die bekannten Tabulae claustroneoburgenses zeichnen sich unter ihnen aus; so wie unter den lateinischen, biblischen Handschriften jene, welche Leopold der Heilige den Chorherren schenkte. Die Manuscripte, welche bey der Gründung der Bibliothek vorhanden waren, sind folgende:

Amaricy ord. Praed. tabula S. P. Augustini de civitate Dei.

De Antona sermo de B. M. Virgine.

Azonis Georgii Summa legum concilii Basil.

Alberti de Padua S. Augustini Postilla evangel.

Calderini Joan. Distinctiones. (1336)

Henrici de Hassia Manuscripta.

Hysdini Joannis ord. hosp. S. Joannis. (1317.)

Lyra Nicolai Manus.

Mathaei Pragensis Postilla. (1371.)

De Voragine Jacobi ord. Praed.

Zabarelli Franc. (1394.)

Arabische und hebräische Manuscripte, eine deutsche Bibel, von Johann Fust 1462 zu Maynz gedruckt, eine Sammlung der berühmtesten Werke, welche von 1320 bis 1570 herauskamen, gehören zu den vorzüglichsten Seltenheiten der Bibliothek. Unter den letztern befinden sich die Ausgaben der meisten lateinischen und griechischen Classiker.

Wenn wir noch hinzufügen, daß auch Werke der neueren Literatur in der deutschen, lateinischen, italienischen und französischen Sprache aus allen Fächern des menschlichen Wissens, selbst aus dem Gebiete des Schönen, daß sogar Prachtwerke hier eine Stätte gefunden haben, und daß wenigstens das Vortreffliche der mehresten Gattungen in dieses kleine Museum aufgenommen worden ist, so wird man zugeben, daß die Sammler der Stifts-Bibliothek Alles geleistet haben, was nur irgend von einer geistlichen Bibliothek gefordert werden kann.

Die Mineraliensammlung, mit welcher das Wenige vereinigt wurde, was im St. Dorotheenstifte vorhanden war, ist erst im Werden. Auch das Naturalienkabinet ist unbedeutend und besteht vor der Hand nur aus inländischen ausgestopften Vögeln. Die Münzensammlung verdient keine nähere Erwähnung, sie liegt gleichfalls noch in der Kindheit.

Unter die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Stiftes gehören aber zweifelsohne die Keller. Nirgends vielleicht hat Evan so einen prächtigen Tempel. Ein Labyrinth von Gängen, über welchen mystisches Dunkel waltet, als sollten des Gottes Geheimniße gefeyert werden, empfängt kühn gewölbt den Wandrer, der ohne Fackelschein sich verirren würde. Hier stehen geordnet die Harnische des ewig jungen Gottes, die seine Kraft zu sprengen droht. Mit einer Art von Dankbarkeit weilt man vor ihnen. Gibt der Wein doch Freude und wie sparsam ist sie nicht ausgemessen fürs Menschenleben!

Diese Gewölbe thürmen unter dem neuen Stiftsgebäude sich dreyfach übereinander. Die untersten stehen leer, man kann da vor Kälte nicht bleiben. Auf die dreyfache Reihe von Kellern folgen noch zwey Reihen gewölbter Wohnungen, so daß fünf Wölbungen übereinander stehen und dann erst die übrigen Stockwerke folgen. Die große Menge von Fäßern, mit Wein aus allen Jahrgängen gefüllt, machte uns staunen; noch mehr aber das ungeheure Faß, welches nach jenem zu Heidelberg wahrscheinlich das größte in Deutschland ist. Es enthält 999 Eimer (der 1000ste liegt als Beil auf demselben) und ist mit einer Gallerie versehen, auf welche man mittelst einer eigenen Treppe gelangt. Uebrigens herrscht in diesen Gemächern der Unterwelt, wie billig, die höchste Reinlichkeit und Ordnung; man rühmt auch die treffliche Behandlung des Weines nach den verschiedenen Jahren und Terräns, wo er gelesen wurde. Das Stift besitzt nähmlich nicht nur sehr viel eigenes Gewächse, sondern es erhält auch aus den umliegenden Gegenden, welche der eigentliche Weinboden Oesterreichs sind,

einen ungemein ergiebigen Zehnden. Daher diese fest und dauerhaft angelegten zahlreichen Keller, daher überhaupt die Sorgfalt, mit welcher der Wein hier gepflegt wird. Er macht einen beträchtlichen Theil der Einkünfte des Stiftes aus.

Das Prügelbrot (sogenannt, weil man die Rinde nach dem ersten Backen abschlägt, und es dann noch einmal in den Ofen schiebt) wird dermalen, wo die Stiftspfisterey (Bäckerey) wegen Abolirung der Meyerhöfe eingegangen ist, nicht mehr unter das Volk vertheilt, welches sonst am Festtage des heil. Leopolds sich begierig darnach drängte. An diesem Tage strömten von allen Seiten mehrere tausend Menschen nach Klosterneuburg, wo der Hof mit seinem Gefolge und viele Männer von Rang mit ihren Familien sich eingefunden hatten. Jedermann wurde gastfrey bewirthet. Unter das Volk wurde Brot, Fleisch, Wein und silberne Pfennige mit den Bildnissen des heil. Leopolds und seiner Gemahlin ausgetheilt. Seitdem der Hof aber den Festtag nicht mehr mitbegeht und viele Unordnungen unter dem Menschen-

gewühle vorfielen, ward die Spende aufgehoben und gegenwärtig ist an diesem Tage Klosterneuburg nicht mehr so lebhaft.

Südlich von der Stiftskirche und zunächst am Kirchhofe sieht man die Ueberbleibsel der Kapelle St. Sebastian. Sie wurde 1421 zu Ehren des heil. Kreuzes erbaut und hieß Sacellum St. Sebastiani, früher aber der alte Karner (Beinhaus). In dieser Kapelle errichtete Probst Ambros die St. Sebastiansbruderschaft nnd erbaute unter ihr eine Gruft (Begräbniß). Im Jahre 1799 ward sie abgebrochen und nur so viel übrig gelassen, daß es der Gruft nicht an einer Bedeckung fehle.

Gegenüber von diesen Ruinen stand die marmorne Kapelle des heil. Johanns des Täufers, von welcher nur einige Fragmente mehr übrig sind. Man nannte sie ehemahls Sacellum marmoreum, auch Canella speciosa, denn Leopold der Glorreiche hatte sie mit vielem Aufwande gebaut. Sie war die eigentliche Hofkirche. (S.

den Abschnitt: Geschichte.) Zur Linken befand sich die schon erwähnte Ritterakademie.

An der Nordseite der Stiftskirche liegt eine Kapelle, wo die Gebeine des heil. Stifters aufbewahrt werden.

Die Weitläuftigkeit des alten Klosters und die mancherley Schicksale, welche es betrafen, werden am sprechendsten durch die Unregelmäßigkeit und Verschiedenheit der Gebäude dokumentirt, welche dazu gehören. Sie geben einen interessanten und auffallenden Anblick, wenn man über die Treppe zwischen ihnen hindurchgeht. Bald ein hohes, bald ein niedriges Gebäude mit mannichfaltig geformten Fenstern und Erkern und Treppen. Hie und da bemerkt man noch Wappenschilde, halbverloschne Wandgemählde, Jahrzahlen und Inschriften. Man könnte beynahe den Geschmack der sieben letzten Jahrhunderte an diesem Mauerwerke studieren, welches die Seele mit Bildern der Vergänglichkeit rührt. Es stimmt überhaupt nichts mehr zur Schwermuth als ein

altes, halbverfallenes Gebäude. Der Gedanke, auch hier haben Tausende sich angestrengt, um der Zeit zu trotzen; sie sind nicht mehr, und das kühne Werk ihrer Hände überlebte sie nicht lange: wie bitter mahnt er uns an unser Nichts und unsern Hochmuth! Tausende hatten hier gewohnt, sich gefreut und gelitten. Ihre Jubel, ihre Seufzer sind verhallt, unter sinkendem Gesteine schlummern ihre Reste! Welcher Trost und welcher Schmerz spricht aus dieser Betrachtung uns an!

Ein Intermezzo.

Die Einladung eines Freundes hatte uns mit einem liebenswürdigen Zirkel vereinigt, der in seinem Garten der abendlichen Kühle genoß. Mehrere Herren mit ihren Frauen und Kindern aus der Nachbarschaft fanden sich ein. Die jungen Leute tanzten genügsam bey dem Schalle zweyer Geigen, die ein derb gestrichenes Violoncell siegreich übertönte. Die Aeltern setzten sich weislich an die Tische im Gartensolon, wo man die Geheimniße des Whist und Ombre Spieles mit

Erläuterungen praktisch auseinander setzte. Der Rest der Gesellschaft, er bildete gleichsam das Mittelalter, strich plaudernd in den Gängen des Gartens herum. Mich traf das angenehme Loos, einen achtungswürdigen jungen Mann zum Gefährten zu erhalten, der ein Freund des Hauses und mehr zur geselligen Mittheilung als zur stummen Lust des Tanzes und für die Mystik des Spieltisches gestimmt war. Er erzählte mir, daß er sich einen großen Theil des Jahres in Klosterneuburg aufhalte, und ich benützte diesen Umstand, ihm einige Fragen über die Charakteristik des Städtchens vorzulegen.

Sehr gefällig, wie ich ihn sonst fand, war er auch hier bereit, mich zu befriedigen. Er nahm lächelnd das Wort:

Sie werden von mir keine absprechende Skizze nach Gewohnheit der Reisebeschreiber erwarten; sie verlangen gewiß nur meine Bemerkungen, setzen gewiß dabey voraus, daß ich sie nicht anders, als nach meiner Ansicht gebe. Sollte

Ihnen in der Folge manches in einem andern Lichte erscheinen, so müssen Sie mich schon gütigst mit — mir selbst entschuldigen. Ich kenne indeß Klosterneuburg so ziemlich; aber ich bin weit entfernt, Ihnen hier mehr zu geben, als Sie verlangen; allenfalls ein kleines Sittengemählde, nichts weiter!

Man lebt hier eigentlich, wie an den meisten Orten der Welt, um — zu leben. Die geringere Klasse setzt ihrer Ausbildung gemäß die Glückseligkeit des Lebens bloß in das, was den Sinnen und besonders den gröbern unmittelbar schmeichelt. Von diesen Sinnen nehm ich aber den Geruch, das Gesicht, das Gehör aus. Den erstern pflegen vorzüglich nur höhere Klassen, denen genug Mittel hiezu übrig bleiben; das Gesicht könnte sich hier höchstens an den Gegenständen weiden, welche man sehr altklug die leblose Natur zu nennen pflegt, und davon sind diese Leute keine Liebhaber; das Gehör findet hier selten ein Tischchen gedeckt; wären die Kirchen nicht, verirrten sich nicht manchmal einige wandernde Orpheusse

hieher, wir hätten das ganze Jahr hindurch nichts zu hören. Wären wir aber auch darin glücklicher, jenem Völkchen könnte man nicht wohl eine Theilnahme dafür zumuthen; man müßte es durchaus seinem Hange zum thierischen Wohlseyn und dem Bischen Arbeit überlassen, womit es seine übrigen Stunden ausfüllt.

Doch halt! ich bin ungerecht. Denn auch diese Klasse kennt noch ein andres Vergnügen; sie tanzet gerne. Sie hat sich Wien zum Muster genommen. In unsern Gasthäusern finden Sie so ziemlich alles wieder, was sie in ähnlichen Tabernen der Hauptstadt zurückgelassen haben. Es sind kleinere und größere Säle mit Orchestern da; beynahe jeden Sonntag versammeln sich daselbst viele Menschen und leben recht locker in den Tag hinein.

Die Klasse der Honoratioren, denen es hier an Promenaden, an erträglichen Schauspielen, an größern Gesellschaften fehlt, bilden kleine Zirkel wie der unsrige hier, oder noch kleiner. Denn

nicht überall trifft es die Jugend so gut; unsere Amphione sind selten. Das Spiel macht gewöhnlich das Summum bonum aus; kommt hiezu noch ein kleines Souper, so ist die höchste Stufe erreicht. Denn nicht wahr, auch in Ihrem Wien verliert durch die höhern Preise aller Bedürfnisse das gesellige Leben ungemein? Man zieht sich gleich der Schnecke in sein eigenes Haus zurück, man ist gezwungen, den größten Theil seiner Revenüen auf hors d'oeuvres zu verwenden, die mehr für Andere, als für uns da sind. Dieß letztere ist nun zwar in Klosterneuburg viel weniger der Fall; aber dafür müssen sie nehmen, daß die Nähe der Hauptstadt für uns sehr verführerisch, daß keine Familie hier ist, die nicht zuweilen in das Paradies der Fremden hinflöge, um sich von dem Strudel der Zerstreuungen verschlingen zu lassen, der in dieser kleinen Entfernung noch anziehender wird.

Die Chorherren des Stiftes, welches vielleicht durch ähnliche Ursachen von seiner Gefälligkeit gegen Fremde viel verloren hat, mischen sich

sehr oft in unsre Cirkel und sind gerne gesehen. Es sind ihrer gegen sechzig und es giebt darunter wahrlich Männer von seltner Ausbildung und vielseitigen Verdiensten. Die meisten sind im Umgange mit der Welt abgeschliffen und angenehme Gesellschafter. Genug Empfehlung für sie; aber auffallend ist denn doch die Erscheinung, daß dieses Stift keinen einzigen großen Gelehrten hervorgebracht hat, der der Welt bekannt geworden wäre. Denn daß es ihrer doch Einige geben mag, dafür möcht' ich wohl bürgen; ich selbst kenne mehrere, welche meine Bürgschaft rechtfertigen dürften.

Es war eine Zeit, wo die Stiftung von Klöstern nicht bloß als eine Aeusserung der Frömmigkeit zu entschuldigen, sondern sogar anzuempfehlen war; weil sie die Bildung einer Nation sowohl dem moralischen Werthe nach, als auch in den Beschäftigungen des Friedens beförderten, weil sie beynahe die einzigen Institute waren, die mit Wissenschaften, wenigstens theilweise vertraut, gleichsam einen Vorrath davon für die

Zukunft aufbewahrten. Dermalen sind solche Stiftungen nicht mehr nothwendig, man hat Mittel gefunden, welche schneller zum Ziele führen. Seminarien für Weltpriester scheinen die moralische Bildung des Volkes mehr zu befördern, es sind öffentliche Anstalten begründet, welche die moralische und Geistes-Bildung durch Unterricht und Seelsorge sicherer und allgemeiner bewirken. Dennoch läßt der Staat diese Stiftungen noch ferner bestehen; er scheint von ihnen zu erwarten, daß sie einen höhern Beruf anerkennend, Asyle der Wissenschaften werden sollten; er scheint von ihrer Dankbarkeit zu hoffen, was schon die natürliche Folge ihres Verhältnisses zur Außenwelt seyn sollte.

Doch genug davon! wir kehren zu dem zurück, was uns näher liegt. Sie werden zugeben, daß in Ansehung der Mannigfaltigkeit des Genußes immer der Reichere besser lebt, als der Arme. Dieser, wenn nicht Geist und Gemüth ihm Erhohlungen gönnen, die dann nur Seines gleichen bekannt sind, schleppt sich kümmerlich

durchs Leben hin und genießt, gleichsam durch Raub, nur die kurze Freude, die der Zufall ihm verächtlich vor die Füsse wirft. Hier sind viel solcher Armen, es sind sogar sehr viele Bettler hier und Sie selbst werden gewiß kaum zehn Schritte gethan haben, ohne um Hilfe, um ein Allmosen gebeten zu werden. Man sollte glauben, daß ein reiches Stift dieser Plage bald los werden könnte, allein die Wurzeln des Uebels liegen tiefer. Der prekäre Nahrungserwerb, der nur von Tag zu Tage errungen wird, der Mangel an Fleiß und Thätigkeit sind die vorzüglichsten davon. Unverschuldetes Unglück und die hochgestiegene Theurung sind nur Neben-Ursachen.

Der Wohlhabende lebt größtentheils isolirt in dem kleinen Kreise, der ihn umgibt. Wenige Familien kommen zusammen, aber dennoch kennt eine die Verhältnisse der andern; es ist unmöglich, daß ein Fremder einige Tage hier verweilt, ohne daß sein Aeußeres und Inneres der ganzen Stadt so ziemlich deutlich vor Augen läge und von allen Seiten durch die Hechel gezogen würde.

Dieß sind Wahrzeichen jeder kleinen Stadt. Uebrigens kann die Classe der Wohlhabenden, denn Reiche giebt es hier nur Wenige, seinen Vergnügungen zur Sommers- und Winterszeit Mannigfaltigkeit geben. Landparthien in die reizenden Umgebungen der Stadt, oder über die Donau nach Korneuburg hinüber, der Besuch des freylich schlechten Theaters, kleine Gesellschaften wie hier die unsrige ist, wo gespielt und getanzt, mitunter auch wohl gegessen und getrunken wird. All dieses und dann wohl auch ein Ausflug nach Wien kann ihm manche schöne Stunde gewähren. Die Meisten aber, besonders die weniger Gebildeten, halten sich, wie gesagt, mehr außer Hause, und in den Gasthäusern wird dann auch wacker für ihre Glückseligkeit Sorge getragen.

Im Winter hat man hier in einigen Sälen Musik und Tanz. Man bringt auch manchen Tag des Carnevals in der Hauptstadt zu und die häuslichen Zirkel sind häufiger. Der stete Verkehr mit Wien macht es auch wohl erklärbar, daß man auch in solchen Gesellschaften immer an-

ge-

genehme Unterhaltung und gebildete Menschen finde.

Viele Leute leben hier ein wahres Anachoretenleben; sie kommen nur in die Kirche und in ihr Gehäuse. Contemplation und Gebeth, der Umgang mit Geistlichen ist ihr Vergnügen; sind es Weiber, so klatschen sie auch wohl. Lektüre, Unterhaltungen für den Geist, Musiken u. d. gl. sind hier selten; von Lesezirkeln, selbst von Zeitungsleserey weiß man nur wenig. Uebrigens aber muß ich gestehen, daß alle Classen, welche Klosterneuburg bewohnen, im Allgemeinen sehr rechtliche, gutartige Menschen, daß die Ehen hier glücklicher als in großen Städten sind, und daß ein genügsamer Mensch troß der traurigen, zuweilen unangenehmen Außenseite des Städtchens dennoch in den Mauern desselben seine Tage ganz erträglich beschließen könnte.

Der Schluß seiner Rede ward hier auf eine Art unterbrochen, die für ihn angenehmer war als für mich. Man lud uns zum Souper, und

wir folgten denn auch dem Rufe. In einer beleuchteten Gartenlaube saßen wir in fröhlicher Runde beysammen; wir hatten uns alle kennen gelernt, jede Schüchternheit war verbannt und jedermann überließ sich ungezwungen seiner Laune. Wir waren also sammt und sonders recht fröhlich, recht vergnügt, und als vollends eine Harmonie-Musik in die Laube herübertönte, als der Wein die Zungen beweglicher und die Herzen glühender machte, wie leicht und frey zirkelte dann das Gespräch, wie traulich näherte sich Eins dem Andern, gleich alten Bekannten!

Das Souper war geendigt, die Tische wurden weggeräumt, die Harmonie-Musik in die Laube gezogen. Sie war zum Glücke gebahnt. Lustig wirbelten die Töne durch die zitternde grüne Wölbung, jeder nahm sich sein gelenkiges Liebchen und in leichten jugendlichen Kreisen drehte sich Paar an Paar in der Silberkette des Rythmus.

Die ganze Gesellschaft war so vergnügt, daß sie, als die Mitternacht, eine wahre Geister-

stunde für kleine Städte, der frohen Scene ein Ende machte, beschloß, sich am folgenden Tage wieder zu versammeln. Ich äusserte das Verlangen, die schöne Gegend rings um die Stadt zu sehen, dieß veranlaßte den Plan, es gemeinschaftlich zu thun. Man verabredete nur noch die Stunde, den Ort wo man sich treffen wolle, dann trennte man sich und wir flogen — ins Bette.

Die Umgebungen Klosterneuburgs.

Ein reizender Halbzirkel von Hügeln, Wäldchen und Thälern, in welchen blühende Ortschaften gleichsam die Lichtpunkte bilden, umschließt Klosterneuburg bis wieder zur Donau, welche ihm zum Durchmesser dient.

Die höhern Berge dieser Landschaft werden von Sandstein, die niedrigern Hügel aber von Schichten aus Dammerde, grauem Mergel und Töpferthon mit Kalkerde gemischt, welchem eine Art von weißer Kreide folgt, gestaltet. Die mehr-

sten dieser Hügel sind mit Weingärten bepflanzt, in deren einem nahe bey dem Stifte gelegenen schöne Ruinen = Steine gegraben werden. „Sie sind (sagt Stütz) wie die florentinischen aus dem Arnofluße, ein thonartiger Kalkstein (Mergelstein); aber die Farbe des Steines ist weder grau noch blaugrau, wie der Toscanische, sondern mehr gelblich weiß. Die Ruinen = Zeichnungen haben bald die Schattirungen vom Licht und Dunkelgelb bis ins Gelbbraune, bald die vom Lichtbraunen ins Schwarzbraune. Sie nehmen eine viel schönere Politur an als jene und in der Wohnung des Hrn. Prälaten gibt eine Tischplatte den Beweis, daß man große Stücke davon haben könne." Die Sandsteingebirge sind hie und da mit Mergelschiefer lagerweise durchzogen.

Außer dem zweyten an der Donau gelegenen Thore Klosterneuburgs mitten durch die Vorstadt St. Martin führt ein zwar etwas schlechtbestellter, aber sehr romantischer Weg in das Dorf Kritzendorf. Zur Seite dieses Fahrweges leitet ein Fußpfad durch Gruppen von herrlichen Obst-

bäumen und ein schattenreiches, einsiedlerisches Thal den Bach entlang zu demselben Ziele. Eine große gemauerte Brücke bildet den Eingang zum Dorfe, welches ungemein mahlerisch situirt ist.

In der Mitte des Ortes liegt die Kirche des H. Veit und theilet es in Ober- und Unterkritzendorf. Sie war ehedem ein Filiale der Kirche zu St Martin und ist erst seit 1783 eine eigene Pfarre. Ihr hohes Alter ist ihre einzige Merkwürdigkeit; sie hat drey Altäre und das Innere ist nett und einfach. Auf vielen Landkarten erscheint sie als ein eigenes Dorf, und auch Weiskern führet in seiner Topographie ein Dorf ihres Namens zwischen Ober- und Unterkritzendorf an. Sollte also doch hier ein Dorf St. Veit existirt haben und erst späterhin mit beyden nachbarlichen Dörfern in eines zusammengeschmolzen seyn?

Ober und Unterkritzendorf gehören dem Stifte Klosterneuburg. Beyde zusammengenommen zählen 62 Häuser und etwa 500 Seelen. Die Schule liegt bey der erwähnten Kirche. Der Flo-

rianshof ist das ansehnlichste Haus in Unterkritzendorf, welches niedriger liegt als Oberkritzendorf. Auch in diesem findet man ein schönes dem Kloster Fürstenfeld gehöriges Haus. Der Ort ist übrigens sehr nahrhaft. Die Einwohner haben beträchtlichen Weinbau, sie treiben die Obstkultur nahe bis zur Vollkommenheit, sie benützen ihre Lage an der Donau zur Schiffahrt und Fischerey und auch Ackerbau und Viehzucht werden nicht verschmäht. Demungeachtet findet man wenig hübsche Häuser, beynahe gar keinen Luxus, die Sitten einfach und unverdorben. Wäre der Ort nicht allzunahe an dem großen Strome gelegen, und von allen Seiten mit Bergen eingeschlossen, wären also die Nebel nicht so häufig und der Wechsel von Witterung nicht so plötzlich, mit einem Worte, wäre die Lage gesünder, man würde gerne sich hier eine Hütte bauen, um unter Kindern der Natur zu wohnen.

Die einzige Verschwendung des gutmüthigen Völkchens in beyden Orten bringt der verzeihliche Hang zu gefallen hervor. Selten wird man ein

Mädchen finden, das nicht eine Goldhaube oder Glasperlen und Granaten trüge, oder das bunte Leibchen mit Busenschleifen zierte. Der junge Bursche hingegen prunkt mit breiträndrigem Hute und umgibt ihn mit Flitterwerk; knapp liegen die schwarzen Beinkleider an und der blaue Strumpf entstellt die körnigte Wade nicht. Sie sind übrigens gesprächig, offen und derb; der Obsthandel nach Wien gibt ihnen etwas mehr Geschliffenheit, als man hier zu finden glaubte, benimmt ihnen aber nicht das einfache Gepräge ihrer gewöhnlichen Lebensweise.

Ein Müller, der sich noch des Jahres 1797 erinnerte, wo Kritzendorf durch ein hieher verlegtes Detaschement vom Wiener Aufgeboth ungemein lebhaft war, schilderte das Gewühl jener schönen Tage mit sichtbarem Wohlgefallen. „'S waren gute Herren! rief er endlich beynahe mit Rührung aus.“ Aber dennoch hat uns die Vorsicht nicht gereut, mit der wir gegen sie zu Werke gingen.“

Was denn für eine Vorsicht? fragt' ich begierig.

„Wir hatten, erwiederte er leise und sich umsehend, wir hatten den jungen Leuten unsre Mädchen gar weislich aus den Zähnen geräumt; denn sonst — — Sonst, erwiederte ich, würdet ihr noch lebhafter an sie erinnert werden.“

Mehr westlich als Kritzendorf und mehr in der freyen Fläche liegt nahe an der Grenze des Viertels unterm Wienerwalde in einem bezaubernden Cyklus von Gärten und Hainen das schöne Kühr ling. Es zählt 100 Häuser und eine Bevölkerung von beynahe 800 Seelen. Ehemals gehörte es einem Herrn von Städtnern, dem Bisthum Passau und dem Stifte Klosterneuburg gemeinschaftlich. Gegenwärtig ist es zum Theil kameralisch. Die Pfarre hänget jetzt gleichfalls von Klosterneuburg ab. Man findet in den Annalen des 12ten und 13ten Jahrhunderts eine Familie der Kuhrlingen oder Chirgelingen. Ein Ulrich von Chirchlinge erhielt 1233 vom Probste

Konrad zu Klosterneuburg pfarrherrliche Vorrechte für seinen Kapellan. Ein Chunrad von Chirgelinge verkaufte 1282, Grundstücke bey Kaumperg an das Stift Lilienfeld.

Doch genug von diesen unfruchtbaren Daten. Mehr ließe sich von dem fruchtbaren Boden dieser Gemeinde sagen. Man folgt aus den finstern Mauern Klosterneuburgs durch das Kührlinger Thor einem schmahlen Wege, der durch lachende Ebenen und Weinhügel führt. Kaum ein Stündchen hat man zurückgelegt, so ist man in Kührling angekommen. Dieses Dorf gewährt einen ganz eigenen ländlichen Anblick und ist von einem sehr fleißigen, zuvorkommenden Völkchen bewohnt. Auch einige Städter haben sich und wie mich dünkt, mit Recht, in diesem schönen Winkel der Erde niedergelassen. Sie folgen dem Beyspiele der Eingebohrnen und leben dem Genuße, den eine herrliche Natur und die belohnende Arbeit der Landwirthschaft den Eingeweihten gewährt. Das schönste Obst, welches auf Wiens verschwenderischen Tafeln oft nur als Schaugericht prangt,

wird in dieser bezaubernden Abgeschiedenheit von dem genügsamen Landwirthe gezogen. Herrliche Aepfel, und Pflaumen und Birnen und Quitten glänzen in den ländlichen Gärten. Auch trefflicher Wein wird erzeugt und der Reichthum der Wiesen nährt nicht bloß Kühe und Zugvieh, sondern auch die geschäftige Biene, welche man hier in Bildung ihrer kleinen Republiken sorgfältig unterstützt. Der Besitzer eines kleinen Freyhofes, welchen die Liebe zur Landwirthschaft und zum Obstbaue hier festhält, obschon sein Beruf an die Residenz ihn fesselt, hatte den Ueberfluß der Kirschen von seinen Bäumen zur Darre bloß abstreifen lassen, ohne zu ahnden, daß bey dem heissen ausdorrenden Sommer ein Heer von Bienen sich in Ermangelung der Blüthen an ihren Säften labe. Getreu folgten diese dem fallenden Obste nach und selbst, als man es in den Ofen zur Dörre schob, konnten sie sich nicht davon trennen und viele flogen in den Backofen nach.

Begreiflich muß bey der vielseitigen Benützung des Bodens, bey dem ausgebreiteten Obst-

und Weinhandel Kührling beträchtlich gewinnen. Auch nährt es großentheils wohlhabende Leute, und diese werden gewöhnlich sehr alt. Denn die Lage des Dorfes ist so gesund als angenehm. Und die Aeusserung einer alten Frau, die mir betheuerte: „Hier sey sie gebohren, und sie bitte täglich den Himmel, sie hier sterben zu lassen;“ scheint keine übertriebene Lobrede dieses Dorfes zu seyn.

Noch belohnender für uns war ein dritter Ausflug von Klosterneuburg in das Weidlingerthal. Der Weg dahin führt durchs Wienerthor, und kann ebenfalls in einer mäßigen Stunde zurückgelegt werden.

Die Parthien der Landschaft, welche hier sich auseinanderfaltet, bieten ein überaus liebliches Schauspiel dar. Wer von diesen Ansichten nicht ergriffen wird, den hat die Natur so stiefmütterlich behandelt, als sie wahre Mutterliebe für die Gegenden zeigte, die ihn ungerührt lassen. Es gefiel der ewigen Mutter, nicht ferne vom Ufer der Donau am Fuße des Kahlenberges ein kleines

Italien zu schaffen, friedlicher und glücklicher als Jenes und nicht mit Trümmern stolzer Jahrhunderte bedeckt. Ein heiteres Menschengeschlecht lebt hier ungestört und patriarchalisch den Beschäftigungen seiner schönen und nützlichen Bestimmung. Dankbar für die Gaben einer reichen Natur sucht das sorgenfreye Völkchen durch Fleiß und Betriebsamkeit sie zu vermehren und seine Zukunft eben so glücklich zu machen, als es die Gegenwart ist. Emsig und unermüdet gleich den Bienen, aber begünstigter, als sie, weiß es die Erfolge seiner Bemühungen klug zu sichern. So genießt es, von den Plagen eines erkünstelten Daseyns ferne, alle die Freuden, womit Gesundheit und ein angenehm beschäftigtes Leben den Aufenthalt auf dem Lande beglücken. Wenn man die labende Aussicht von der Anhöhe außer der Vorstadt vor dem Wienerthore genossen, diese bezaubernde Mischung von Weingärten und Baumgruppen und die inselreichen Fluthen der Donau und am linken Ufer den rebenbewachsenen Bisamberg und am Fuße das fruchtbare, nur halb geöffnete Weidlingerthal mit einem Blick überstreift hat; dann

vom Hügel hinabgestiegen ist, das Auge von dem tiefen Schatten des waldbekrönten Gebirges in das stillschlummernde Bergthal sich hinabgesenkt, unter sonnigen Höhen durch alle Nüancen von Grün Frohsinn und Behaglichkeit in sich geschlürft hat, schlendert man von milden Lüftchen umsäuselt auf einem Stege über den Weidlingerbach und betritt das elysische Thal. Die sorgfältigste Kunst scheint es zu einem Garten veredelt zu haben. Rebenpflanzungen, üppige Wiesen, Bäche und Haine wechseln miteinander ab. Ueberall stehen Bäume von glänzenden Früchten gebogen; regellos blühen selbst in den Weingärten alle Obstgattungen in schöner Fülle nebeneinander. Große Strecken sind mit Lucernerklee bepflanzt; Gruppen von Nuß- und Quittenbäumen rauschen uns Kühlung zu; gleich dem schönsten Sammet breiten sich allenthalben reich mit Blumen gestickte Wiesen vor unsern Blicken aus.

Zu beyden Seiten des Thales erheben sich himmelanstrebende Berge, hier mit dichter Waldung, dort mit Weingärten bedeckt. Einer der-

selben ist sorgfältig mit Rinnsälen durchschnitten, welche von Gruben zur Ableitung des Wassers und Absonderung der mitgeführten Dammerde unterbrochen werden. Einige andere sind mit Mauern gestützt, ohne welche Beyhilfe das Regenwasser bald den fruchtbaren Grund abspühlen würde. Mit jedem Schritte ändert sich die Physiognomie des Thales; süße Gerüche schmeicheln den Nerven; ein sanftes Gewebe von Höhen und Niederungen und durchgehends das Gepräge von Fülle und Fruchtbarkeit giebt dem Ganzen einen unvergeßlichen Zauber.

Ein Wäldchen von Weiden, Erlen, Pappeln und jungen Nußbäumen schloß uns plötzlich ein; die hohen Bergrücken verschwanden. An der Seite des Baches verdickte sich das Gehölz und junges Strauchwerk zog sich rings um eine prächtige Wiese, die mit Blumen geschmückt hervortrat. Sorgfältig hat die Natur Alles weggeräumt, was an Oede und Unfruchtbarkeit erinnern könnte. Jede abgerissene Erdewand, jedes vom Bach abgenagte Fleckchen hat sie mit Ran=

ken von Geisblatt und Strauchwerk oder jungen Schößlingen wieder bedeckt. Selbst den Abgrund, den der Ungestümm des Baches sich allmählig grub, füllte sie mit schlanken weißarmigten Birken und andern Bäumen aus. So findet sich in dieser fruchtbaren Landschaft kein Plätzchen, wo die Vegetation nicht verschwenderisch ihre Gaben vervielfältigte. Ja sogar aus verwittertem Stamme sprossen neue Pflanzen ins Daseyn; kein ödes Gestein, kein müßiger Punkt in diesen üppigen Fluren; mit Liebe hat die Natur sie gepflegt und die Millionen Geschöpfe, welche ihres Lebens sich hier erfreuen, äußern auf tausendfache Weise ihren Dank und ihr Wohlbehagen.

Eine klare Quelle floß uns aus wucherndem Buschwerk entgegen, nahe daran grenzt eine sich erhöhende Wiese und öffnet wieder die Aussicht ins Thal. Der Kirchenthurm von Weidling stieg mahlerisch empor; zwischen Bäumen und Gärtchen halb versteckt zeigten sich die Häuser des Dorfes.

Mehrere dieser Häuser gehören Städtern und sind sehr niedlich gebaut; jene der Landleute, mehr einfach und ihrer Bestimmung gemäß, sind alle mit Schindeln gedeckt; einige mit Zierrath aller Art versehen, haben sogar über dem Erdgeschoß noch ein Stockwerk. Weidling zählt 75 Häuser und 561 Seelen, Weidlingbach aber, welches Pfarre und Schule mit ihm gemein hat, aber hinter demselben im Walde liegt, ein k. k. Forsthaus und eine des schönen Zugviehes wegen sehenswürdige Meyerey enthält, hat 19 Häuser und 100 Seelen. Das erstere gehört dem Stifte Klosterneuburg, das letztere ist, wie man uns in Weidling sagte, dermalen kameralisch.

So wie das ganze Thal ungemein schön ist, so macht auch das Dorf einen äußerst angenehmen Eindruck. Der Wohlstand der Einwohner, das natürliche Resultat ihres Bodens, den sie vorzüglich zum Weinbau, zur Kultur des Obstes und zur Viehzucht benützen, und ihres Fleißes, der wirklich nachahmungswürdig ist, die Aussenseite ihrer Wohnungen, ihre Gemüthlichkeit und Leut-

selig-

seligkeit, das Anspruchslose, Offene ihrer Mienen und die artigen Gesichter unter dem jungen Volke, alles das dient ganz dazu, dieses Thal zu einem der merkwürdigsten und bezauberndsten in unserm Vaterlande zu machen. Zwar würde mancher Oekonom finden, daß dieser Boden noch ergiebiger benützt werden könnte; vielleicht finden es aber die Landleute natürlicher, ihn so zu pflegen, daß er für ihre Bedürfnisse und zum mäßigen Vorrathe für die Zukunft hinreicht. Uebrigens wird das Obst dieser Gegend sehr gesucht, und die schönen Borstorferäpfel sind eines ihrer bekanntesten Produkte.

Merkwürdig bleibt es doch immer, daß es auch zu Weidling arme Leute giebt. Ein alter Mann, einst Soldat bey einem Kavallerieregiment, er war nahe an achtzig, klagte gegen uns laut über Mangel. Auch bey ihm trat jene unselige Abtretung der Wirthschaft an seine Kinder ein, die auf dem Lande so viele alte Leute in Kummer stürzt. Er versorgte seine Kinder und darbt nun selbst. Als er uns erzählte, daß auch ei-

ner seiner Söhne Soldat und zwar bey dem Regiment' Erzherzog Karl sey, daß er schon elf Jahre diene und vom Regimente gar nicht weg wolle, weil er sich schon bis zum Korporale aufgeschwungen — da traten ihm Freudenthränen ins Auge und aller Kummer war vergessen.

Die Kirche hat drey Altäre, einen Thurm von einfacher Bauart, sonst aber nichts Merkwürdiges. Das Dorf hieß ehemals Widenich und war schon im 15ten Jahrhunderte ein Eigenthum des Stiftes. Die Umgebungen desselben machen es zu einem der schönsten in den Gegenden nächst Wien; dennoch aber ist es, vielleicht der größern Entfernung wegen, nicht so besucht, als es wohl verdiente. Die Nachbarschaft der herrlichen Berge mit ihren Kunstanlagen, das paradiesische Thal mit seiner dem Süden abgeborgten Vegetation, der Wald im Vor- und Hintergrunde, nicht ferne davon Klosterneuburg und die gewaltige Donau, die gesunde Luft und der ehrliche, fromme Menschenschlag — dieß alles zusammengenommen erhebt das schöne Dorf auch zum interessanten,

wünschenswerthen Aufenthalt. Wie ungern verließen wir eine Gegend, welche die Natur so con amore gemahlt hat! aber ein aufsteigendes Gewitter machte das Verweilen nicht länger räthlich.

Dorf Kallenberg.

Mit grauendem Morgen des folgenden Tages hatten wir Klosterneuburg verlassen und waren in einer halben Stunde am Fuße des Leopoldsberges angekommen. Zwischen ihm und dem Nußberge, dessen Wein rühmlich bekannt ist, liegt in einer romantischen Haltung das kleine Dorf Kallenberg. Es zählt 25 Häuser, wovon Jenes auf dem Leopoldsberge Nro. 1. ist, und gegen 200 Einwohner. Rings um dasselbe erheben sich Rebenhügel, im Vorgrunde übersieht es die herrliche Donau.

Unter den Gebäuden ist das Pernoldische, an dessen Gartenhause die Fahrstrasse sich herumschlinget, durch Lage und Bauart am ausgezeichnetsten. Die Kirche ist klein und der Kirch-

hof, wie billig, ebenfalls von geringem Umfange; denn die Lage des Ortes ist äußerst gesund, die Luft vom Gebirge wird durch die vorüberströmende Donau gemildert; treffliches Quellwasser fließt allenthalben aus den Bergen hervor, und köstliche Trauben sprossen ringsumher aus den lachenden Hügeln.

Es war eben Sonntag, und die Landleute saßen vor ihren Häusern, wo einer von ihnen die Cyther spielte. Die Jugend stellte ihre raschen Spiele ein, Alles horchte dem Künstler mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Eine schöngekleidete Dame aus der Stadt schien mit großem Wohlgefallen die Scene zu betrachten.

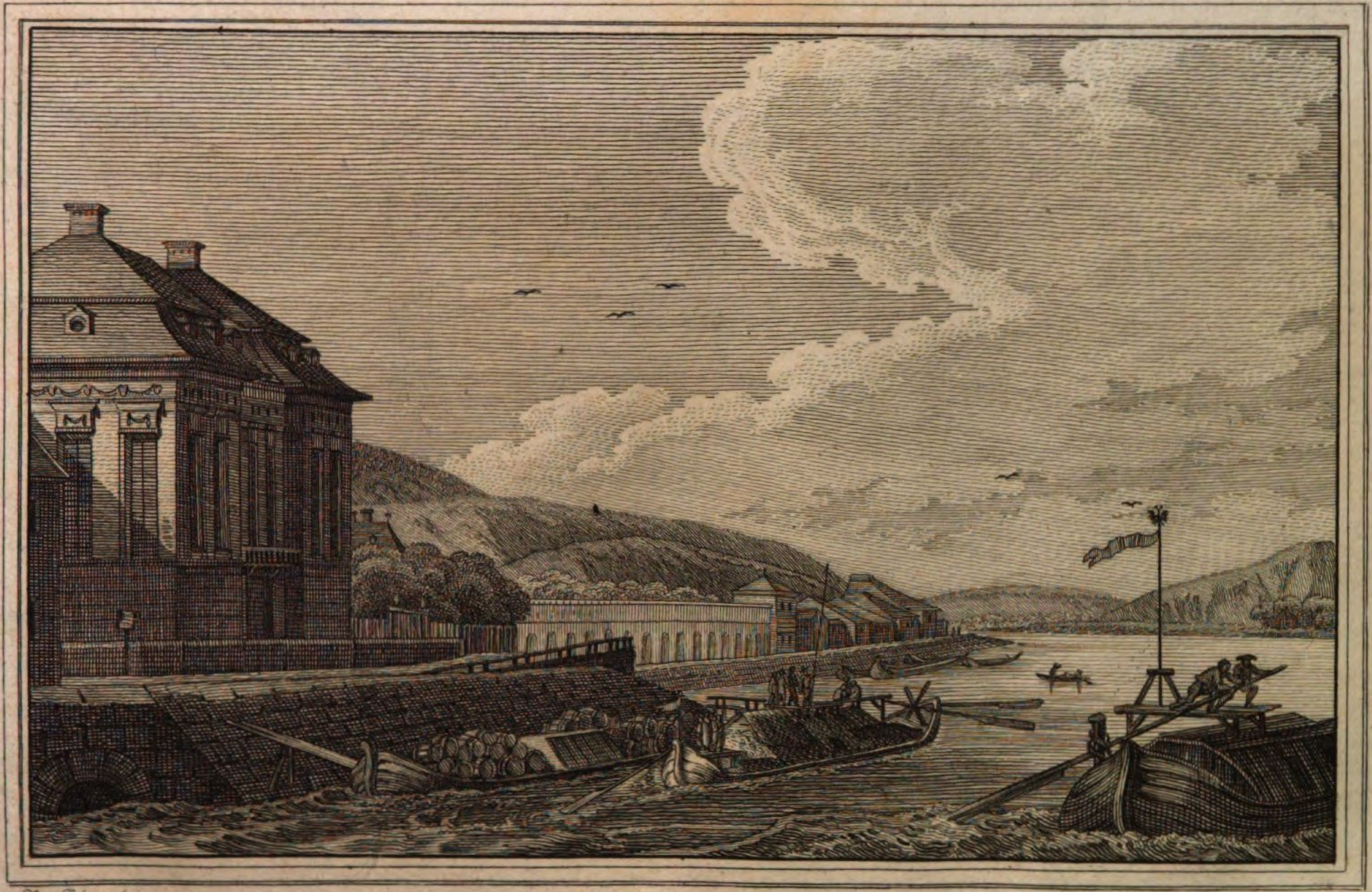
Ich besah das Schulhaus, welches die Gemeinde für sich selbst bauen ließ. Schon von Außen muß man sich über die seltene Niedlichkeit des Gebäudes wundern. Wären die Gemeinden überall ein Gleiches zu thun im Stande, so dürften doch die Elemente des Wissens von den Kindern nicht in Ställen eingesogen werden.

[illegible]

[illegible] mit [illegible] und [illegible] [illegible]
[illegible] von [illegible] und [illegible] [illegible]
[illegible] und [illegible]
[illegible] aus der
[illegible]

[illegible]
[illegible] Gestirne [illegible] bewundert.

[illegible] der Schöpfung, welche die Ge-
[illegible] Schöpfer von Na-
[illegible] und [illegible]
[illegible] Gesetze [illegible]
[illegible] in [illegible] eingezogen [illegible]



J. Blaschke sc.

Nußdorf

Eine Merkwürdigkeit dieses Dörfchens ist wohl der Zufall, daß es der Aufenthalt zweyer berühmter Lustigmacher war, nähmlich des sogenannten Pfaffen vom Kallenberge, Wigand von Theben, der an Herzogs Otto des Fröhlichen Hofe seine Possen trieb, und des Pfarrers Gundacker, welcher eben diesen Fürsten mit Scherzen, Komödien u. Geistererscheinungen unterhielt. Wir lassen es unentschieden, ob nicht beyde dieselbe Person sind. Wenigstens wäre durch diese Hypothese der billige Zweifel gelöset, ob Ersterer ungeachtet der lustigen Einfälle, welche Flögel von ihm erzählt, auch wirklich existirt habe? Das Dorf Kallenberg gehört ebenfalls dem Stifte zu Klosterneuburg.

In einer geringen Entfernung davon liegt

Nußdorf,

ein reizendes Dorf am Ufer der Donau, welche hier in ihrer größten Breite vorüber strömt. Es zählt über 120 Häuser, 578 Seelen männlichen

und 677 Seelen weiblichen Geschlechts. Im Sommer ist diese Zahl noch größer; denn da beziehen hier viele Städter ihre Landhäuser, oder quartieren sich auch bey den Bauern ein, welche zu diesem Ende ihre Wohnungen erweitern.

Nußdorf ist ein wohlhabender Ort und übertrifft manchen Markt an Nahrhaftigkeit und Größe. Zwar bestehen auch seine Einwohner wie jene des vorhin angezeigten Dorfes aus Weinbauern, deren Wohlstand sehr prekär und vorübergehend zu seyn pflegt; aber viele von ihnen treiben Fischfang und Schifffahrt, viele andere beschäftigen sich mit Gewerben, Obsthandel, Milchverschleiß und einigem Feld- und Gemüsebau. Bringt man hiezu noch in Anschlag, daß Nußdorf der Landungsplatz für die nach Wien bestimmten Fahrzeuge ist, daß jedes Schiff hier die Erlaubniß, dahin zu fahren, erwarten, öfters auch Wind feyern muß; daß der Verkehr mit der Hauptstadt denn doch beträchtlich ist; daß endlich eine Seifen- und Kerzen-, eine Stärk- und Haarpuder- und vor Allem eine kaiserliche Schwefelsäure-

Vitriol= und Salmiakfabrik *) viele Hände in Bewegung, vieles Geld in Umlauf setzt; so wird man leicht begreifen, daß der Zustand Nußdorfs mit jenem der gewöhnlichen Dörfer, welche vom Weinbau sich nähren, keineswegs verglichen werden kann.

Ein sehr auffallender Umstand ist, daß Nußdorf eine so kleine, unansehnliche Kirche hat. Ein einziger Altar befindet sich in ihr, sie ist ohne allen Schmuck, und weil erst vor Kurzem das Dach einstürzte, ohne Wölbung, ohne Kuppel, gleich einem Würfel gebaut. Manches kleine Dorf hat eine schönere Kirche. Die Straße, welche durch Nußdorf läuft, ist dagegen lebhafter als viele Poststraßen. Es liegen ihr zur Seite ein Wasserzoll= und Waldmauthamt, ein Schindel= und Weinstecken= Jurisdikzions= und Dominikal= Gefälls=Amt (!), die Rhede und der Ankerplatz

*) Das Publikum kann auf eine gründliche Darstellung ihrer innern Einrichtung und Resultate von einem bekannten Gelehrten zählen.

für die Schiffe und mehrere Häuser von Fischern bewohnt, welches die gemahlten Fische über den Hausthüren andeuten. Man sieht unter den Inseln der Donau die Brigittenau sich hervordrängen; man sieht den herrlichen Damm, welcher am jenseitigen Ufer von Langenenzersdorf bis hieher geführt wurde, um das Austreten des Stromes zu hindern, und das sogenannte Beschlächt, einen andern großen Damm, der bis zur Brigittenau hinabläuft. Große und kleine Schiffe eilen aneinander vorüber; die einen bringen Bauholz, Mehl, Getreide, die andern führen Waaren des Luxus in großen Ballen von dannen. Immer ists hier lebendig, immer sieht man hundert Arme beschäftigt, um zu laden, zu tragen, Schiffe ans Land zu ziehen, oder in den Strom zu stossen.

Fünf Gasthäuser, wovon einige sehr artig sind und eine angenehme Lage haben, locken zahlreiche Gesellschaften in das Dorf und so erhält es durch die Menge Menschen, welche Laune oder Bedürfniß ihm zuführt, das Ansehen einer klei=

nen, aber lebhaften Stadt. Auch zählt es manche schöne Gebäude, z. B. das gräflich Lambergische, in dessen Nähe sich die Schiffbrücke befand, welche 1805 die Franzosen hier errichteten; das Baron Fellnerische, unter welchem sich ein ungeheurer Weinkeller befindet und von dessen Terrasse der Besitzer bis auf sein Schloß zu Hainburg hinuntersieht. Auch das Schikanedersche, die Salmiakfabrik u. m. a. verdienen angeführt zu werden. Sogar eine Art von Marktplatz befindet sich hier, mit einer Statue des heil. Johann von Pomuck, um welche vier Akazienbäume grünen.

Nußdorf gehört übrigens mehreren Herrschaften, worunter das Stift Klosterneuburg und das Kloster Zwettl die bedeutendsten sind. Von ersterm werden auch Pfarre und Schule besetzt.

Am Ende des Dorfes ist die ihres köstlichen Trinkwassers wegen berühmte Quelle, welche dicht am Ufer der Donau aus dem Felsen springt. Nahe dabey wurde vor einiger Zeit das Gerippe ei-

des ungeheuren Thieres ausgegraben, welches man für ein Nilpferd hielt.

Wir hatten im Lamm ein treffliches Frühstück eingenommen und beschlossen, die Gegend umher ein bischen in Augenschein zu nehmen. Im Süden des Dorfes steigt ein prächtiges Weingebirg empor. Mehr gegen Osten aber führt ein angenehmer Weg nach

Heiligenstatt.

Es liegt in einem reizenden Kessel, welcher von Weingebirgen gebildet und von Bächen durchschnitten wird, deren einer mehrere Mühlen treibt und in die Donau fließt. Es besteht aus 62 Häusern, von welchen einige sehr artig gebaut sind und Städtern gehören. Sie bilden drey Gässen und eines davon enthält eine Florfabrik. Unterheiligenstatt, welches, der Numernzahl nach, zu diesem Dorfe gehört und 14 Häuser zählt, ist eine neuere Anlage, auch unter dem Nahmen Neumühle bekannt und

nach Nußdorf eingepfarret. Beyde sind ein Eigenthum des Stiftes Klosterneuburg.

Die Einwohner, etwa 600 an der Zahl, sind meistens Winzer und handeln wie die mehrsten umliegenden Ortschaften mit Obst und Milch nach Wien. Die Lage des Dorfes ist gesund und die Sterblichkeit gering.

Die Schule ist in einem alten Gebäude auf dem großen Platz am Eingange des Dorfes untergebracht. Gegenüber von ihr liegt die alte Kirche St. Jakob, wo nur zur Winterszeit Messe gelesen wird. Man zeigt in derselben noch heut zu Tage das Oratorium des H. Severin. In den Fenstern sieht man gemahlte Scheiben; die Kirche selbst ist im Innern modernisirt. Der Pfarrhof aber, dicht neben ihr gelegen, zeugt durch die Ruinen, welche ihn umgeben, von hohem Alterthum.

Die große Kirche unten im Thale hat viele Aehnlichkeit mit jener zu Bertholdsdorf und Möd-

ling; sie soll auch von den Tempelherrn gebaut worden seyn. Unter dem hohen massiven Thurme ist ein Gewölbe, das ehedem zu einem Beinhause gedient haben mochte, und am Boden mit Wasser angefüllt ist, welches allmählig aus der Erde herauf dringt und dem Thurme gefährlich werden kann. Das Innere der Kirche beweiset, daß sie nicht zu einer Zeit aufgeführt wurde. Das Schiff derselben scheint aus den ältesten Zeiten, die Wölbung in der Mitte ein neueres Werk zu seyn. Auch ward sie wirklich erst nach Einsturz des alten Kirchengebäudes bey der ersten Belagerung Wiens gebaut. Aber an der Wand lieset man links die Jahreszahl: 1095, rechts: renovirt 1751. Beynahe sieben Jahrhunderte liegen zwischen beyden Zahlen!

Die Kirche ist dem H. Michael geweiht, dessen Bild den Hochaltar schmückt. Auf einem besondern Gemählde sieht man den H. Severin, wie er einer Hungersnoth abhilft. Im Ganzen enthält sie sechs Altäre.

Wenn man diese für ein größeres Publikum geräumige Kirche, wenn man die Ruinen mancher alten Gebäude und mehrere noch ziemlich wohl erhaltene, uralte Häuser des Ortes betrachtet, wenn man hört, daß die Bauern bey der Feldarbeit auf große Mauerstrecken und Grundfesten stoßen, daß sich unterirdische Gänge und Säle und in der umliegenden Gegend beträchtliche Mauern-Reste vorfinden; so muß man von selbst auf die Vermuthung gerathen, daß Heiligenstatt ehemals von größerem Umfange und ein bedeutender Ort gewesen seyn müsse.

Auch ist es wirklich bis zur Evidenz dargethan, daß hier die Thermae cetiæ der Römer gestanden haben, eine Stadt wegen ihrer Bäder schon in alten Zeiten berühmt. Es geht ferner unter dem Landvolk die Sage, daß Heiligenstatt in spätern Zeiten eine große Stadt gewesen und erst durch feindliche Einfälle zerstört worden sey. Es wurde zweymahl von den Türken verwüstet und man erzählt noch von einem schrecklichen Blutbade, welches diese Barbaren hier angerichtet

haben. Den heutigen Namen erhielt der Ort, weil er dem heiligen Severin zum Aufenthalte (zur Stätte) diente.

Die römischen Bäder dieser Gegend waren schon vergessen, niemand wußte, daß hier eine Quelle fließe, deren wohlthätige Wellen dem Kranken so heilbringend wären. Wie gewöhnlich vertrat auch hier der Zufall die Stelle der Erfindungskraft. In der letzten Dekade des vorigen Jahrhunderts wurde der damalige Besitzer des Badhauses Johann Burger, nachdem er alle Mittel zu Herstellung seiner wunden Füsse erschöpft hatte, bloß durch den Gebrauch dieses Wassers hergestellt. Er eignete sich hierauf den Besitz der Quelle zu, schloß sie in seinen Garten ein und baute einige Badezimmer. Viele Menschen verdanken seither ihm ihre Genesung.

Die Bestandtheile dieses Wassers sind: Mittelsalze, Kalkerde, Eisentheile und etwas geschwefeltes Wasserstofgas. Die Heilkraft des kalten Wassers wirkt vorzüglich auf Wunden und offe-

ne Schäden, auf Nervenschwäche, Lähmungen ꝛc. ꝛc. Das warme Wasser hingegen befreyt von Unreinlichkeiten der Haut, Geschwüren, äußerlichen Verhärtungen. Auch wird es mit Nutzen zu Herstellung der thierischen Regsamkeit in arthritischen und rheumatischen Krankheiten gebraucht.

Das Badhaus ist bequem und geräumig, hat einen großen mit Obstbäumen gezierten Vorhof, einen schönen Garten mit Statuen, Rasenplätzen, Lusthäusern, Alleen von Obstbäumen, Lauben und Kegelplätzen. Man kann in demselben (für schweres Geld) frühstücken, zu Mittage speisen, kurz einen vollen Tag auf die angenehmste Weise durchleben. Ringsum entwickeln sich die lieblichsten Aussichten, im Garten selbst ergötzt der Anblick der üppigen Vegetation und der schönen Welt, die hier in traulichen Kreisen sich sammelt und vom Bade Genesung hofft.

Der Badezimmer sind 14, der Wannen 20; sie befinden sich zu ebener Erde im Garten. Einige Zimmer sind im obern Stockwerke, wo auch

ein artiger Saal ist. Die Wannen (Tonnen) sind in einer Vertiefung angebracht und über ihnen ragen aus der Wand zwey Hähne hervor, aus welchen man sich nach Belieben kaltes oder warmes Wasser zulassen kann. Mit Einschluß der Wäsche bezahlt die Person 34 kr.

Das Wasser wird von der Quelle in die Höhe geschöpft und in einem ungeheuern hölzernen Behälter gesammelt. Aus diesem führt es eine Röhre in die verschiedenen Bäder. Das gewärmte Wasser befindet sich nebenan in einem großen kupfernen Kessel und wird durch eine andere Röhre zu den Wannen geleitet. Den Ursprung (so heißt der Ort, wo die Quelle hervorsprudelt) hat man mit vielen Kosten einschließen lassen, und ein großes, freyes Bad vor demselben errichtet, welches auch im strengsten Winter nicht friert.

Von Tage zu Tage verbreitet sich der Ruf dieses Bades mehr. Nicht nur, daß viele Menschen seinetwegen den Sommer über ihre Wohnsitze in Heiligenstatt aufschlagen, daß aus den be-

nachbar-

nachbarten Orten viele Andre zu dem Heilquelle strömen; auch aus der Stadt fliegen Equipagen mit Damen und Herren dahin, die sich an der reinen Luft und dem stärkenden Wasser erquicken. Man verführt es auch häufig, nicht nur auf die umliegenden Landsitze, sondern selbst in die Stadt.

Diese zunehmende Celebrität des Bades führt die Unannehmlichkeit mit sich, daß man gewöhnlich sehr lange warten muß, bis man ein Badezimmer erhält. Aber auch diesem Uebel soll abgeholfen, das Badhaus soll neu gebaut und erweitert, die Zimmer für die Gäste vermehrt, der Garten verschönert, kurz, es soll alles angewendet werden, um Heiligenstatt zu einem B a d e n en miniature zu erheben. Dann wird es vielleicht wieder seinen alten Rang einnehmen, und unsre Nachkommen werden ein reizendes Städtchen finden, wo uns nur ein kleines, romantisch gelegenes Dorf empfing.

In der Nähe von diesem Dorfe liegen Grinzing und Döbling. Zu beyden führen angenehme Fußwege und Fahrstrassen, wie denn überhaupt diese Gegend durch ihre Naturschönheiten bezaubernd ist. Der enge Raum unsrer Blätter verbietet uns, mehr von den beyden Dörfern zu sagen, deren eines eben so sehr seines Weines wegen gepriesen, als das Andre wegen seines Umfanges, seiner Häuser-Zahl und reizenden Garten-Anlagen gesehen zu werden verdient.

Wir hatten uns in den lieblichen Hügeln und Thälern, wo die Fruchtbarkeit zu thronen, wo jeder Baum unter der süßen Last seiner Früchte niederzusinken schien, lange herumgetrieben, und waren endlich nahe bey Döbling in der Kühtrift angekommen, einer Reihe von Häusern in der Nähe der Donau, durch welche man die Kühe zur Weide treibt.

Die Wasserfahrt.

Die wechselnden Erscheinungen der Natur und des menschlichen Strebens hatten uns so angenehm beschäftigt, daß wir beynahe unsers Reise-Planes vergaßen. Schon neigte sich der Tag, schon hatte sich die schwühle Hitze gemildert, und behaglich wiegten sich die Bäume in der Schaukel des Westwindes. Wir suchten einen Schiffer der die Mühe auf sich nähme, die matten Pilger sanft in das Elysium hinüber zu rudern, welches aus der Ferne so freundlich uns entgegenblühte. Bald war er gefunden, der Transportskontrakt geschlossen und wir bestiegen das Schiff. Aber es war kein Linienschiff, auch keine Fregatte, nicht einmahl eine Kanonierschaluppe, es war nichts mehr und nichts weniger als ein sogenannter Seelendränger. Dieß ist eines von den bezeichnenden Idiomen, an welchen die Volkssprache so reich ist; denn wahrlich die armen Seelen, die so einen Kahn besteigen, sind wie Häringe an einander gedrängt. Unser waren zum Glücke nur zwey, der Schiffer hielt unsrer Schwere

bequem das Gegengewicht, und so stießen wir denn sorglos vom Ufer ab.

Es ist ein ganz eigenes Vergnügen, auf dem Wasser zu fahren. So ganz leicht über die Spiegelfläche hinzugleiten, die nur vom Ruderschlag sich in schnellverschwindenden Kreisen bewegt, das Auge fröhlich irren zu lassen auf den vorbeyfliegenden Auen und Dörfern und Gärten, wie vom Rande eines Abgrunds in den tiefen Strom hinabzublicken und preisgegeben seiner Kraft dennoch leichtsinnig und munter, halb Fisch, halb Vogel in kühner Sicherheit hinzufliegen — das ist wahrlich des Genusses werth. Wenn dann noch die Fluth vom Abendscheine verklärt purpurn um den Kahn rauscht, der den Flammen zu entfliehen sucht; wenn blühende Vorhügel mit ihren Baumgruppen hie und da uns näher treten, die mächtigen Dämme tief in den Strom ragend seine Gewalt zerbrechen, große belastete Schiffe mit Mann und Pferden herab und hinauf ziehen, ein klarer Himmel in die Wogen sich taucht und über und unter uns sein lachendes Bild erscheint; dann

erhebt sich die Seele von Wollust glühend und das Leben verdoppelt sich in uns.

Der braune Schiffer sang sein Lied, labender strömte die Luft, und allmählig durch tausend Wendungen näherten wir uns dem jenseitigen Ufer. Zu bald hatte das Vergnügen der Wasserfahrt geendet, wir landeten und entrichteten den unbedeutenden Transportslohn.

Die Brigitten-Au

nahm uns in ihr heiliges Dunkel auf. Diese herrliche Waldgegend, die an einem bestimmten Tage des Jahres (dem vierten Sonntag nach Pfingsten) von vielen Tausenden besucht wird, um die Kirchweihe mit dem üppigsten Sinnengenuß zu feyern, lag jetzt verlassen im Abendschimmer vor uns. Wir wendeten das Auge zurück und sahen den äußersten Sporn des Dammes, an welchem die Donau mit vergeblichem Zorne stürmt, und in zwey Arme getrennt vorüberrauschet; wir sahen gegenüber die niedlichen Gebäude Nußdorfs

und das prächtige Kahlengebirge vom Golde der sinkenden Sonne umfloßen, wir sahen die Purpurfluthen der Donau erblassen und den Himmel in tieferes Blau sich hüllen; dem schönen Anblick hingegeben, zögerten wir lange noch am Ufer.

Die Brigitten-Au liegt auf der westlichen Spitze der Donau-Insel, welche die Leopoldstadt, den Prater und Augarten umfließt. Sie ist ein Eigenthum des Stiftes Klosterneuburg. Zwey Donau-Arme, von dem hinaustretenden Stein-Damm gebildet, schließen sie großentheils ein. Auf jener zur Rechten sieht man freundliche Auen, Schiffmühlen, Fahrzeuge, welche der großen Donau zueilen; den Arm zur Linken begrenzen mahlerische Ufergegenden, macht die Schiffahrt nach Wien ungemein lebhaft; an der Spitze der Insel überraschen angenehme Aussichten auf das gegenüberliegende Gestade.

Ehemals hing diese Au mit der **Klosterneuburger** und **Spitel**-Au zusammen, bis sie durch den neuen Donaukanal davon ge-

trennt wurde, und die jetzige Form einer Halbinsel erhielt. Dies geschah zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, wo Ferdinand Freyherr von Hoyos, durch frühere, technische Reisen gebildet, den Vorschlag zu Errichtung des erwähnten, großen Spornes und der Uferbeschläge machte. Glücklicher als mancher andre Projektant führte er auch selber seinen Vorschlag aus. Durch dieses Werk ward die Donau durchschnitten, und ein neuer Arm gebildet, der hart an den Stadtmauern Wiens hinläuft, und nicht nur die Gefahr der Ueberschwemmungen vermindert, sondern auch für die Approvisionirung der Hauptstadt von großer Wichtigkeit ist. Damals befanden sich die Donaubrücken hier, und jener Theil der Brigittenau, welcher an den Augarten stößt, wird daher hie und da noch der alte Tabor genannt. Die äußerste von den damaligen Brücken war die Wolfsbrücke; sie wurde am jenseitigen Ufer von einem Brückenkopfe, die Wolfsschanze genannt, vertheidigt. Bis hieher drang Torstensohn im dreyßigjährigen Kriege; schon hatte er den größten Theil von Oesterreich

am jenseitigen Ufer bezwungen und seine Absicht war auf Wien gerichtet. Aber Ferdinands III. jüngerer Bruder, Erzherzog Leopold, lagerte sich mit seinem kleinen Heere in die Brigittenau, und setzte den Fortschritten des kühnen Gegners Grenzen. Torstensohn hatte sich bereits der Wolfsschanze bemächtigt und von dort aus bestrich seine Artillerie des Erzherzogs Lager. Dieser ließ auf die Schanze ein heftiges Feuer spielen, und als die Bresche zum Sturme schon reif war, einen Haufen von 300 Freywilligen über die Donau führen, welche sie mit dem Degen in der Faust eroberten, und die schwedische Besatzung zu Gefangenen machten. Bey dieser Gelegenheit geschah es, daß eine Kanonenkugel dicht vor dem Erzherzoge niederfiel, der in seinem Zelte bethete. Wunderbar schien dem Helden dieß Ereigniß, denn wenige Linien nur fehlten, und er war eine Beute des Todes. Er baute daher in der Folge auf derselben Stelle eine Kirche in der Form eines Zeltes und weihete sie der Heil. Brigitte, an deren Tage sich das Wunder begab. Diese Kirche steht noch gegenwärtig, auf dem Altarblatte

sieht man die Heilige in Wolken schweben, und vor ihr kniet der fromme Erzherzog, den Kommandostab in der Rechten, gleichsam dankend für seine Rettung.

Die Kirche hat drey Thürme, über welchen steinerne Adler prangen. Der Haupteingang ist aber mit einer Sonnenuhr dekorirt. Auf der einen Seite hängen unter einem hölzernen Gerüste die Glocken, auf der andern sieht man unter einem Dache ein großes Gemählde, die Heilige der Gegend in einer Wüste darstellend, wie sie nur mit Lappen und dem Reichthume ihrer Haare bedeckt vor einem Priester kniet, der ihr das Abendmahl reicht. Das Innere enthält außer dem erwähnten Altar noch einige kleine Statuen, eine Kanzel und Stühle. An den Wandpfeilern sind mehrere Adler angebracht. Zur Pestzeit benützte man die Brigittenau zur Verpflegung der mit diesem Uebel behafteten. Man findet daher unweit der Kapelle ein Kreuz, wo viele dieser Unglücklichen begraben wurden.

In der Nähe der Kirche liegt das sogenannte Jägerhaus. Beyde stehen auf einer schönen mit Buschwerk umgebenen Wiese, und um die Kirche reihen sich noch überdem schattichte Kastanienbäume. Das Jägerhaus, ein Wohngebäude des kaiserlichen Förster, gewährt den Spaziergängern kein geringes Vergnügen. Man bekömmt daselbst Wein, Bier, Kaffeh, Milch und Butter von vorzüglicher Güte. In einer mäßigen Entfernung davon lag ein dem Grafen Chotek gelegenes Landhaus mit einem sehr geschmackvollen Garten, wo gegenwärtig ein Herr van der Block eine sehr ausgebreitete Wirthschaft besitzt.

Von der Spitze der Insel führet mitten durch die einsame Waldgegend, welche öfters mit heiteren Aussichten wechselt; der sorgfältig erhaltene Damm bis zum Augarten hin, und breitet seine Zweige zu beyden Seiten gegen die Ufer aus. Er gewährt den angenehmsten Spaziergang von der Welt. Zur linken Seite läuft das Gehege von einzelnen lichten Parthien durchschnitten bis ans Gestade; kömmt man aber dem Augarten näher,

so bemerkt man mehrere Wirthshäuser mit hölzernen Nebenhütten, wo man unter dem Akkompagnement von Blasinstrumenten sich mit Speise und Trank erfrischen, den Anblick der Donau und einer Badeanstalt genießen und behaglich die vorübergehenden Spaziergänger mustern kann.

Der Augarten.

Dieser herrliche Park wird nur durch ein grünes Gegitter von der Brigitten-Au geschieden. Er liegt am nördlichen Ende der Leopoldstadt und steht durch zwey Alleen mit dem Prater in Verbindung. Die Aufschrift über dem Eingange, von Joseph II. selbst angegeben, als er den Garten schuf, ist ein schönes Denkmal seines Herzens: Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer. So lautet sie, und noch immer spricht sie sanft und rührend zu Jedem, der an ihr vorüber geht. Sie ist oft bekrittelt worden; aber was bekritteln Menschen nicht, die sich zu keiner Idee erheben können!

Ein großer Hof mit vier Alleen besetzt, schließt sich an das Hauptgebäude an. Es enthält einen Vorsaal, zwey große Speisesäle, ein Billardzimmer und mehrere Nebengemächer. Von dem schön gemahlten Plafond hängen große, vergoldete Armleuchter herab. Wandleuchter, Spiegeln, Uhren, Gemählde, Statuen sind hie und da zur Verzierung des Ganzen vertheilt. Die angenehme Aussicht in den Garten, die gute Bedienung, welche der Hoftraiteur Jahn seine Gäste hier finden läßt, die musikalischen Akademien, welche auch jetzt noch zuweilen hier gegeben werden, machen dieses Gebäude auch nach dem Tode seines großen Erbauers ungemein interessant. Es bildet mit dem Garten, der sich dicht an seiner Rückseite lagert, ein reguläres Viereck von großer Ausdehnung. Neben dem Gebäude rechts bemerkt man ein einfaches Haus mit einem Blumengarten und schönen Aussichten. Es ist darum merkwürdig, weil es Joseph II. zur Sommerszeit öfters bewohnte.

Der Garten selbst enthält üppige Wasenparterre und regelmäßige Alleen, welche nach verschiedenen Richtungen die dichte Waldung durchbrechen. Kastanien, Pappeln und Linden von außerordentlicher Größe und Schönheit lassen dem Wanderer ihren Blüthenduft und ihre Schatten gutmüthig zuströmen, zahllose Nachtigallen flöten aus den Gebüschen, Spaziergänger von feinerm Ton und Gehalt, die lieblichsten Gestalten unter den Augen ihrer Mütter oder Erzieherinnen beleben die reizenden Gänge.

Vorzüglich schön ist die Allee, welche vom Gebäude zur Donau führt; die Bäume wölben sich über den Lustwandelnden in stiller Hoheit zur prächtigen Halle; ein seltsames Gefühl, der Wirkung des Erhabenen ähnlich, und doch mit Heiterkeit gepaart, steigt von den Wipfeln herab, die sich bräutlich berühren. Ein anderer Charakter drückt sich dem ausgehauenen Heckengange auf, der den Garten durchschneidend die sogenannten Sternalleen bildet; und ungemein lieblich sind die drey breiten Gänge, welche zur Terrasse

führen und von Rasenplätzen und Wäldchen begrenzt werden. Jeder findet hier ein stilles, heimliches Plätzchen, oder freut sich des schönen Gewühles, welches auf der Arena sich entfaltet und wieder verwirrt.

Auf der Terrasse kann man die mannichfaltigste Aussicht genießen. Ein weiter Kreis von den Vorstädten Wiens, den nahe gelegenen Dörfern und lebhaft grünenden Flächen und Hügeln ausgefüllt, vom Kahlengebirge im Hintergrunde geschloßen und von dem Donauarme durchschnitten, stellt sich amphitheatralisch vors Auge. Von der zweyten Terrasse überblickt man die Brigittenau und den vorbeygleitenden Donauarm. Noch frappanter ist aber die Ansicht der großen Donau; durch deren Auen man tief in das gegenüber sich ausbreitende Land sieht; und wenn man in Mitte der Hauptallee stille steht und gerade vor sich hinblickt, öffnet ein glücklich angebrachter Durchhau die unabsehbare Fläche des Marchfeldes, von dem blauen Saum der mährischen Gebirge geschlossen.

Der Prater hat dem Augarten seit dem Tode Josephs II. einen großen Theil seines Publikums entzogen. Denn dieser Monarch, der eigentliche Schöpfer der herrlichen Anlage, mischte sich gern unter sein glückliches Volk, und fühlte sich froh in dem bunten Gedränge. Seinen ersten Ursprung verdankt der Augarten Ferdinand III.; seine erste Verschönerung Leopold I. Damals hieß er die Favorite, späterhin aber, nachdem die Türken ihn während der Belagerung Wiens verwüstet hatten und von Joseph I. das Gebäude für die Kaiserin Mutter errichtet worden war, nannte man ihn zum Unterschiede von der Favorite auf der Wieden, die alte Favorite.

Der berühmte Pozzi hatte den Tafelsaal gemahlt, das Gebäude selbst war aber unvollendet geblieben und der Garten nicht sonderlich gepflegt. Endlich eignete Joseph II., als Maria Theresia schon geneigt war, die Anlage zu verschenken, sich dieselbe als Eigenthum zu. Schnell gedieh nun des Kaisers glücklicher Entwurf; er war

zu ungeduldig, dieß Gedeihen von der gewöhnlichen, langsamen Entwickelung der Zeit zu erwarten; aus der Ferne ließ er mit großem Aufwande die schönsten Bäume von vorzüglicher Größe bringen, erweiterte den Garten, ließ die dichten Waldungen regelmäßig durchhauen, die alten Anlagen durch neue ersetzen, die Gebäude vergrößern und verschönern. In diesem vollendeten Zustande öffnete er ihn menschenfreundlich seinem Volke.

Diese Eröffnung fand am 30ten April 1775 Statt. Eine ungeheure Menschenzahl aus allen Ständen hatte sich herzugedrängt, Musik entrauschte den beyden Sälen, unter den Bäumen ward Jeder, der da wollte, mit Erfrischungen bedient und am Abend brannte Girandolini auf der nächsten Donauwiese ein Feuerwerk ab.

Joseph ließ in der Folge seinen Lieblings-Garten allmählig verschönern und erweitern, er schützte ihn gegen die Ueberschwemmungen der Donau mit dem kostbaren Damme; er gab ihm

gütig

gütig die herrliche Gestalt, die noch jetzt in seinen heiligen Schatten jeden Pilger zu dankbarer Verehrung des großen Fürsten stimmt.

Der Prater.

Nicht bald bezeichnet irgend ein Nahmen so viel, was zur Freude spornt und Freude gibt, nicht bald hat ein dem öffentlichen Vergnügen geweihter Lusthain so viele Celebrität erlangt, und verdient, als der Prater. Ein Wald, der weit über eine halbe Meile auf dem schönsten, üppigsten Wiesen-Grunde sich ausbreitet, von den Armen eines großen Stromes umgeben, die mannichfaltigsten Parthien darbietet, hier Garten, dort Wildniß, bald Stadt, bald Land, bald beydes zugleich ist, solch ein Wald wird wohl auf der ganzen Erde nicht wieder zu finden seyn. Kastanienbäume, Linden, Eichen, Buchen, Eschen und Erlen und Pappeln bilden die schönen Gruppen und Gehege seines Innern. Die einen hat Kunst in lange, herrliche Alleen geordnet, zwischen welchen die andern in lyrischer Unordnung

nach dem Plane der Natur gedeihen. Fasanen in einer eigenen umzäunten Abtheilung, Heerden von Hirschen, die hier beynahe zahm sind, Kühe und das zahllose Heer von Vögeln, Eichhörnchen und andern Hainbewohnern belebt die einsamen Gänge, während die besuchtern Gegenden von genießenden Menschen wimmeln.

Am Ende der Jägerzeile wird ein schönes Wasenparterre von schlanken Pappeln im Halbzirkel umgeben und bildet, vorne mit Geländern eingeschlossen, die sogenannte Rondelle. Von ihr aus ziehen sich sechs gerade Alleen durch den Prater und zerschneiden ihn fächerförmig in sechs Abtheilungen. Die erste dieser Alleen verbindet ihn mit dem Augarten, und bietet den weitesten Prospekt, die bezauberndsten Aussichten dar. In ihrem Hintergrunde sieht man das grüne Lusthaus, und rechts durch einen Aushau über die Donau tief hinein in das flache Land.

Die zweyte führt zur Taborbrücke und steht ebenfalls mit dem Augarten in Zusammenhang.

Sie dient zur Kommerzialstrasse; in fortdaurendem Zuge ist sie mit Lastwägen bedeckt, die von Norden herab kommen, und sodann durch die gegenüber liegende Allee über die neue Franzensbrücke ihre Richtung nach dem Hauptzollamte nehmen.

Ein ganz anderer Charakter bezeichnet die dritte. Sie wird am wenigsten besucht, gewährt aber durch ungemein schöne Gegenden, durch die zarteste Mischung des Lieblichen und Düstern reichen Genuß. — Solche Gegenden können nicht von vielen besucht werden. Göthe's Iphigenia gibt kein volles Haus.

Zwischen dieser und der vorigen Allee befindet sich das sogenannte Stadtgut, eine schöne dichte Waldgegend mit den heitersten Ansichten der Donau, des Dammes und, wenn man den Spaziergang über diesen weiter fortsetzen will, auch der übrigen entfernteren Gegenden des Waldes.

Die vierte Allee enthält den Feuerwerksplatz, auf welchem jährlich von dem Kunstfeuerwerker Stuwer vier bis fünf Kunstfeuer abgebrannt werden. Der Platz hiezu, auf welchem das hohe, pyramidenförmige Gerüste in einer beträchtlichen Fronte sich erhebt, ist eine ausgedehnte herrliche Wiese mit hohen Bäumen umgeben. Seitwärts unter ihrem Schatten lagern sich einige Wirthshäuser und im Hintergrunde befindet sich das Feuerwerks-Laboratorium.

Von diesem Platze erhoben sich auch Robertson und Blanchard. Er wird gewöhnlich zu solchen öffentlichen Spektakeln gewählt, die einen großen Raum erheischen.

Der lebhafteste, oder vielmehr getümmelreichste Theil des Praters liegt zwischen dieser und der folgenden Allee. Eine Stadt von Bier- und Weinschenken liegt mit ihrer wandelbaren, sehr starken Bevölkerung unter den friedlichen Bäumen zerstreut. Hier finden sich Kegelbahnen, Ringelspiele, Schaukeln, Musiken aller Art, Scheibenschießen,

Marionettenspiele und viele andere Volksbelustigungen. Die ganze, außer der schönen, existirende und freudebedürftige Welt versammelt sich unter den Schatten dieser Bäume. Da erlustiget sich

> mit leuchtenden Augen das Volk der Phäaken;
> Immer ist Sonntag, es dreht immer am Herd' sich der Spieß.

Die anziehendern Gegenstände dieser Abtheilung sind: Das schöne, ehemals dem Fürsten Gallizin gehörige Gebäude gleich am Eingange. Es ist gegenwärtig im Besitze des kaiserlichen Hofes, welcher einen geschmackvollen Garten dabey anlegen ließ. Der Thurm von Gothenburg, (nach der beliebten Oper so genannt) auf welchem man eine überraschende Aussicht genießt, und eine Camera obscura, ein Kabinet zum Hinaufwinden und Herablassen, ja sogar eine Naturaliensammlung findet. Mehrere Caroussels (Ringelspiele) worunter eines mit einem künstlichen Flötenwerke. Das Gebäude mit einer Camera obscura und dem Panorama von Prag, welches wirklich, beson-

ders bey frühem Morgen besehen, nichts zu wünschen übrig läßt; einige physikalische Belustigungen, endlich unter der großen Zahl von Wirthshäusern mehrere von freundlichem Ansehen, wo man wirklich gute Gesellschaft und Bedienung trifft; so z. B. der wilde Mann, der Einsiedler, der Baberl (soll heißen Papagey) und der Eisvogel mit seinem artigen Gärtchen.

Die fünfte Allee, auch Haupt-Allee genannt, ist die Favorite der schönen Welt. Sie besteht aus einer vierfachen Reihe von 1134 uralten schattichten Kastanienbäumen. An sie schließen sich zur Linken drey Kaffeehäuser mit niedlichen Nebengebäuden und Salons, regelmäßigen Baumpflanzungen und einer großen Menge von Tischen, Sopha's und Sesseln, wo Damen und Herren sich auf mancherley Art erquicken.

Zwischen dieser Allee und der sechsten, ist ein ungeheurer Raum mit schönen Wiesen, mahlerischen Baumgruppen und lieblichen Uferparthieen an der Donau geschmückt. Hier treiben die Hir-

sche sich im Schatten oder auf sonnigen Stellen herum; Raben krächzen, Eichhörnchen springen von Baum zu Baum. Eine sehr hübsche Brücke führt über die Donau zu den Anlagen des Grafen Rasumovsky hinüber, dessen Palais allmählich wie ein Feenschloß aus den Umgebungen aufsteigt.

Am südöstlichen Ende des Praters, dessen Länge in dieser Richtung beynahe 3000 Klafter beträgt, ist dicht an einem Arme der Donau, deren Auen sich hier in üppiger Fülle zum Auge drängen, das sogenannte grüne Lusthaus gelegen, ein freystehender, runder Pavillon mit zwey übereinander liegenden luftigen Sälen, und von außen mit Gallerien umgeben, die auf Säulen ruhen. Ehemals war es ein Jagdhaus, wie es die an den Ecken angebrachten Hirschgeweihe andeuten. Joseph II. ließ es aber in seiner jetzigen geschmackvollen Form dem Publikum öffnen. Ein Halbzirkel von fünf mit Alleen besetzten Wasenplätzen schließt es von der einen Seite ein, von der andern begränzt es die Donau. Man

kann Erfrischungen aller Art hier finden und die Aussicht auf den Strom mit seinen Inseln und den vorüber gleitenden Schiffen ist äußerst angenehm. Eine der gegenüberliegenden Auen enthält ein k. k. Gestütte.

Im 10ten Jahrhunderte schon kommt der Prater unter dieser Benennung vor, welche einige von Pratum (Wiese), andre von Prado, einem Parke bey Madrid, herleiten wollen. Damals war er durch einen Arm der Donau von der Jägerzeile getrennt, und auch das Stadtgut machte gleich ihm eine eigene Insel aus. Er wurde bloß in der Fastenzeit, wo man ein großes Fuchsprellen gab, und im May vom Hofe besucht; nur Equipagen durften damals hinein. Joseph II. eröffnete ihn 1766 dem Publikum und both allen Mitteln zu seiner Verschönerung auf. Der Donau-Arm, der ihn von der Jägerzeile absonderte, ward verstopft, das Stadtgut mit ihm vereinigt, der Augarten in Verbindung mit ihm gesetzt; die Alleen wurden vermehrt und mit Sorgfalt gepflegt; der Eingang erhielt seine jetzige Gestalt,

das Lusthaus stellte sich verschönert vors Auge. Man grub Brunnen, um die Gänge stets mit frischem Wasser zu bespritzen, man verwandelte den sonst offenen Rinnsal in einen gedeckten Kanal. Die den Wirthen ertheilte Schankgerechtigkeit lockte sie zahlreich in den schönen Wald, und 1777 brannte Stuwer sein erstes Feuerwerk ab. Immer mehr fühlte das Publikum die Vorzüge des reizenden Aufenthaltes, und die Fremden theilten dieses Gefühl mit ihm. Aber dennoch gewährt er im Maymond den höchsten Genuß; denn in diesem haben die Vornehmen und Reichen noch nicht ihre Villa's bezogen, die Versammlung ist zahlreicher und glänzender, und die Menge der Equipagen, oft zählt man ihrer mehr als 1500, die geschmückten Reiter, das gallonirte Gefolge macht die Scene äußerst frappant.

Der Abend im Prater.

Ein heiterer Sommerabend hatte die Glut des Tages gemäßigt und sterbend hüllte sich die Sonne, gleich Cäsarn, ins Purpurgewand. Ein

milder Luftstrom gab den Bäumen die Sprache wieder und spielte mit den Wölkchen am Himmel, als wären's Rosenblätter. Millionen Geschöpfe wurden lebendig, Lust und Liebe regte sich im kleinsten, beflügelten Atom, wie in der ungeheuern Eiche, die im Aether zu wurzeln schien. Heilige, dunkle Kronen! euch bethet die Menge nicht an, sie versteht die Göttinnen nicht, die in eurem Laube sich bergen. Jedes Jahr nimmt und giebt euch der freundlichen Dryade, aber immer schön und wohlthätig, immer schattet ihr selbst dem Barbaren, dessen Axt sich frevelnd in eure Stämme schlägt.

Aus dem Halbdunkel des Haines führte mich ein Fahrweg über herrliche, waldbegrenzte Wiesen. Zur Linken wogte die Donau, mir gegenüber wirbelte sich hoch empor der Staub, rasselte Wagen auf Wagen; rechts lag grünleuchtender Wald. So drängt sich die Freude zum Schmerz; so spottet ein übermüthiger Jüngling der verlassenen Braut.

Wie in der Straße del Corso zu Rom die Equipagen der Adelichen und Reichen hinter einander rollen, bewegte sich auch hier zwischen den Colonnaden der Bäume eine zahllose Menge von Kutschen. Jokeys, Mohren, Jäger, Husaren und Uhlanen, kurz, Bediente von allen Formen und Farben schienen den Triumphzug eines Imperators zu verschönern. Man sucht den Helden in den schimmernden Equipagen, aber man begegnet nur dem siegenden Blick' einer Dame, welche auch an Triumphe gewohnt ist.

Nirgends hebt meine Brust sich höher, als wenn mir's vergönnt ist, des Vaterlands schönste Töchter, gleich Repräsentanten des ganzen Geschlechtes versammelt zu sehen. Welcher Wechsel von Physiognomien und Gestalten, wie hinreißend die Eine, wie stuffenweise bezaubernd die Andre! Diese scheint zum Herrschen gebohren und ihr Sklave die Welt. Jene scheint kaum bewußt ihres Werthes, ganz Gehorsam und Demuth — aber traue nicht der süßen Lüge! Argus selbst wäre verlegen, wenn er all diese Reize nur sehen

wollte; wie würd' es ihm erst ergehen, wär' er zu ihrem Wächter bestellt!

Und nicht die Natur allein hat diese Zauberinnen begünstigt; Farbe und Geschmack vermehren den Reiz, der so himmlisch und oft so verwundend das Herz ergreift. Welche süßen Modulationen der Stimme, welches tiefe Studium, welche Kenntniß der Welt und des Herzens in jeder Miene, jeder Gebährde. Kaum du den Blick befriedigt von Juno wendest, lächelt entflammend Venus dich an; Hebe schlüpft sittsam an dir vorbey. Minerva mißt dich mit hohem Blicke; und die Göttinnen alle haben, ihrer Embleme vergessend, statt im Olymp sich im — Prater versammelt.

Verwundert stehen die Kastanien, der stachlichten Früchte noch nicht beraubt; gerne decken sie mit ihren Schatten die Lilienhaut, wehen gerne der blühenden Wange strömende Kühlung zu. Doch es frommt die Kühle des Abends, das Fächeln der Blätter den Holden wenig. Von allen

Seiten drängen Galans aus allen Welttheilen, geputzt nach Laune oder Geschmack, nachläßig oder mit Sorgfalt sich zu den Idolen. Die gütige Natur hat in die göttliche Form ein empfängliches Herz verhüllt. Eine neue Sprache wird in die Lüfte geschrieben; die zierliche Locke wird weggestrichen, damit sie, nicht den Glanz der schönen Stirn, nur eine kleine Verwirrung verberge; die Lippen öffnen sich lächelnd, daß glänzend die Perlenreihe sich zeige; das Auge verirrt sich im Laubwerk, und ein Nimbus von Andacht verklärt die reine Gestalt. So spricht und bewegt sich jedes Glied und wird Seele. Aber heimlich erfreut uns der Gedanke, daß das schöne Ganze dennoch — ein Körper ist.

So vereinigt sich in dem Laubgange neben der Allee, die für Fahrende bestimmt ist, die schöne Welt in der reizendsten Auswahl. Schon sind die Equipagen zum Theil verlassen. Damen und Herren haben sich an Tischen gesammelt, die um das Centrum einer Harmonie-Musik im Vierecke sich reihen. Großentheils beleben sie aber noch

das schöne Gewühl der Allee, indeß gegenüber im kühnen Wettrennen die Ritter aneinander vorbeystürzen, oder gravitätisch das bunte Chaos beaugapfeln, das vor ihnen sich im glänzenden Kreise bewegt. Ruhig dampft, wer da will, im Hintergrunde sein Pfeifchen; manche ehrliche Bürgerhaube streift mit ihrem Servente durchs hohe Gras verlegen an die zutrauenerweckenden Schatten hin, die das Eldorado der Schwelger in sich verhüllen. Eine große Volksversammlung scheint nach geschlichtetem, ernsten Geschäfte sich zum Genuße zerstreut zu haben. Alle Stände, alle Klassen der Gesellschaft, Menschen von jedem Geschlecht und von jeder Temperatur wandeln friedlich untereinander hin, und tausend Flechten schlingt unsichtbar die Nymphe des Waldes um das opfernde Volk.

Wenn in den stillen Parthien der Westseite des Lustwaldes schöne Naturansichten das Auge rühren, eine innere Welt sich vertraut an die äußere schließet, Gefühl und Gedanke sich in liebender Eintracht berührt; wenn auf der weit-

gedehnten Fläche du dich selbst zu suchen wähnst, im grünen Gehege einsam lauschest, an den Krümmungen des Flusses heiter geworden ruhest, oder weiter wandelnd manches empfindsame Päärchen im Busch erschreckst, dann wilder der Wald dich umgiebt, die furchtbare Dogge klafft, der Hirsch über Gräben und Hecken springt und mit gespanntem Rohre der Jäger das finstere Dickicht durchwandelt; so glaubst du in das freye Waldleben, ferne vom Getümmel der Hauptstadt dich versetzet. Du gehest weiter, das Geklapper der Schiffmühlen schlägt an dein Ohr; der Strom rollt majestätischer hin, himmlische Auen lächeln, wie seine Kinder aus den Fluthen dich an; du siehst in der Ferne die landverbindenden Brücken, über ihnen die Wägen fliegen, unter ihnen die schwerbelasteten Schiffe gleich Ungeheuern dahin gleiten. Luftiger und freyer ist hier die Waldgegend; das Schiffsvolk restaurirt seine Kräfte mit Strömen eiskalten Bieres, die Müllerbursche ringen um den Preis auf der Kegelbahn. Du kehrest zurück und ereilest den dichtern Wald; die Straße verschwindet, geheime Schatten nehmen

dich auf; fernes Tosen, noch weißt du nicht, ob des Schreckens oder der Freude, hemmt den Flug deiner Gedanken; du suchst dich dem Orte zu nähern, woher die Störung dir kömmt. Immer deutlicher wird das Gelärme; die Kegel stürzen wie zermalmt dahin, Hollaus schlägt die Kugel, Gläser klirren, im Unmuth schmettert die Flasche zum Boden. Lautes Gelächter wiehert vom Bierkrug oder von der Weinkanne dir entgegen, Späße, die dir gefallen müssen, schlagen dein Trommelfell, als wärs eine Paucke. Lustige Mädchen und Weiber treiben sich in fröhlicher Unbefangenheit unter sauber geputzten Meistern und Gesellen herum. Wie dort schlagen hier Herzen, aber des Wechsels willen auch Fäuste; wie dort sprechen Blicke, aber die Zungen lallen. Hier ist der Bodensatz der Freude, dort ihr sublimirtester Spiritus.

Im Ringelspiele tobt die Musik; selbst die hölzernen Pferde schauen ganz keck dich an; Kinder und Kindeskinder fliegen ohn' alle Mühe reitend und fahrend dahin; aber auch hier quält die

Gäste

Gäste ein ewiger Durst, alle Tantalusse scheinen auf einmal ihres Uebels losgeworden zu seyn, Korke knallen, Gläser fallen. Der lästigen Kleider hat man sich entladen, in Hemdärmeln springt der Galan plump=zärtlich um die lockende Nymphe. Es zischt der bleyerne Vogel durch die Luft, Harlekin erquickt mit seinen Späßen das Auge, und die Optik zaubert dir spielend tausend Gemählde vor.

Eine ganze Stadt von Wirthshäusern mit ihren Nebengebäuden ist um dich in die herrlichen Laubengänge ausgegossen. Eine Stadt, welche gewiß mehr fröhliche Menschen umschließt, als manche schimmernde Residenz. Sie ist der Freude geweiht und die Göttin läßt sich hier in allen Gestalten huldigen. Gefällt dir der lärmende, betäubende Genuß nicht mehr, so schlenderst du wohl auch gerne zu dem ländlichen Schloße hin, welches Gallizin einst sich erbaut. Hier erschuf eine hohe Regentin, die der Natur mit Liebe zugethan, auch im Gebiete der Künste herrschte, eine ländliche Dichtung. Tausend Blumen sehen

hier mit unschuldigen Augen dich an, ein lachendes Gewinde seltner und gemeiner Pflanzen, vom grünen Geländer zierlich umgeben, ladet zur Betrachtung dich ein. Und wenn du dich satt gesehen und die Wanderung in die östlichen Parthien vollendet hast, fühlst du gewiß jedes Kummers dich baar und gehörest, ausgesöhnt mit Himmel und Erde, beyden wieder an, die, sich umarmend, den Menschen gebaren.

Meine Pilgerschaft war zu Ende. Ich kehrte in die große Allee zurück, um noch einmal mich an dem beweglichen Charaktergemählde zu weiden, welches dem Beobachter hier so viel Stoff und Genuß gewährt. Aber das Schauspiel hatte sich indeß gewaltig geändert. Die Equipagen waren großentheils verschwunden, kein Reiter mehr zu sehen, das Gewühl in den Alleen zerstiebt. Die grüne Nacht der Bäume wurde von den zahllosen Laternen bey den Kaffeehäusern feenartig erhellt. Da saßen Freunde und Freundinnen in trauten Zirkeln beysammen; einzelne Paare schäckerten oder schwärmten in den finstern Laubengängen herum.

Was das Herz oder die Räder der Welt bewegt, ward hier und dort mit gleichem Feuer abgehandelt; die Politik der Liebenden wie jene der Staaten gleich sorgsam beleuchtet. Auch haben sie wahrlich einen Berührungspunkt; denn die erstere vermehrt die Welt, die letztere entvölkert sie wieder.

Sieh! da saßen meine Lieben in heitern Gesprächen neben einander. Munterkeit das Gepräge des Einen, bedächtige Weisheit des Andern. Dieser mustert die Außenwelt, jener die innere; bescheiden schweigt der Dritte, große Wolken gegen den reinen Aether dampfend, während sein Nachbar unerschöpflich in Epigrammen sich übt.

Willkommen, hieß es, willkommen! Platz gemacht! Wir haben ihn wieder! In frohem Kreise bewegte sich das Gespräch, flatterhaft wie eine junge Kokette flog es an der Oberfläche hin und die Scherze tanzten zum Spiele der Blätter, bis der Mond hervortrat, reiches Silber sich unter die Schatten mengte und Wohlgerüche die müden

Schwingen der Luft erfrischten. Nun ward ernster das Wort, bezeichnender die Pause; die Kokette war älter geworden, und hatte einen Mann genommen.

Aber feyerlicher rauschten die Wipfel und die Alleen waren einsam. Nur von ferne tönten der Musik bezaubernde Töne noch; verschwunden war, was den Weltsinn anregt und begeistert, in große Massen das lebendige Detail des Tages zusammengeschmolzen. Da verhallte unser Gespräch, Visionen der Kunst geweiht unter dem leisen Crescendo der bedeutungsvollen Sommernacht. Vergangene Stunden lächelten gleich Genien aus ihrem Silberschleyer hervor. Wir kehrten langsam in die Stadt zurück.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wiedemann, Joseph Georg,

Mahlerische Streifzüge durch die interessantesten Gegenden um Wien

Bd.: 4

Wien (1808)

Res/Austr. 5124-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10914642-0